

Das Waldviertel



NEUE FOLGE 1954 Nr. 7/8



INHALT

Rupert Hauer: Als das Meer am Waldviertel brandete
Dr. Heinrich Rauscher: Zur Papiererzeugung im Waldviertel
Heinrich Hengstberger: Die einstigen Mühlen am Etschabach
Franz Biberschick: Die Gotik in der Wachau
Ernst Pircher: Die Melodie der Heide
Karl Höfer: Waldviertler Bauernbriefe
Karl Blauensteiner: Bettlerzinken im Waldviertel
Franz Schäffer: Alte Musikantensprache des Pulkautales
Adolf Wandl: Waldviertler Hausinschriften

**Für Volk und Heimat
arbeitet der**

Waldviertler Heimatbund

**Wer seine Heimat liebt, unterstützt uns durch Werbung
neuer Mitglieder. Hilf auch Du mit!**



Das Heimatbuch für jedermann

Josef Huber

WACHAUFÜHRER

Neubearbeitet und ergänzt von Franz Biberschick d. Ae.

Eingehende Darstellung der Wachau u. d. Nibelungengaues
Unentbehrlich für jeden Besucher des Donautales

280 Seiten

Preis S 24.—

In jeder Buchhandlung erhältlich!

Verlag Josef F a b e r, Krems an der Donau

Postversendung!

Postversendung!



Einzelpreis € 6.—

Ganzjährig € 36.—

Druck: Buchdruckerei
Josef Faber, Krems
in der Donau, Obere
Landstraße Nr. 12
Verwaltung: Obere
Landstraße Nr. 12

Das
Waldviertel
Zeitschrift für Heimatkunde
und Heimatpflege

Erscheint am 1. jeder
Monats. Eigentümer
Herausgeber u. Verleger
Waldviertler Heimat-
bund; Verantwortlicher
Schriftleiter Dr. Hein-
rich Kauscher, Krems
an der Donau, Heine-
mannstraße Nr. 12

3. Jahrgang

Krems, am 1. Juli 1954

Folge 7 und 8

Als das Meer am Waldviertel brandete

Von Rupert Hauer

Wenn man in der Geschichte unserer Erde um 20.000 Jahre etwa zurückgeht, so sagen die Geologen, dann kommt man in einen Zeitabschnitt, in dem weite Gebiete der Erde von Eis bedeckt waren und der daher den Namen Eiszeit führt. Geht man aber über das Jahr 600.000 zurück, so sagen wiederum die Gelehrten, dann kommt man in eine Zeit, in der in Mitteleuropa ein warmes Klima herrschte, ähnlich wie heute etwa in Nordafrika. Man nennt diese Periode in der Geschichte unserer Erde die Tertiärzeit. Der aufmerksame Leser kann aber die genannten Zahlen mit 5 multiplizieren oder durch 5 dividieren, es kommt so ziemlich auf dasselbe hinaus: unsicher sind sie nämlich alle! Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß es eine Eiszeit wirklich gegeben hat, daß einst bei uns ein tropisches und subtropisches Klima geherrscht hat und daß das Meer einst Teile des Waldviertels bedeckt hat. Das letztere war eben in der Tertiärzeit, die man wieder, und zwar je nach der größeren oder kleineren Entfernung von der Gegenwart, in mehrere Unterstufen teilt, nämlich als Paläozän, Eozän, Oligozän, Miozän und Pliozän, wobei letzteres die jüngste Stufe ist. Und es war im Miozän, also in der vorletzten Stufe des Tertiär, in der auch das Waldviertel am Meere lag. Hat man nun tatsächlich Beweise für das einstige Vorhandensein desselben in den Randgebieten des Waldviertels? So schlagende Beweise, daß darüber nicht der geringste Zweifel bestehen kann.

1. Da sind zunächst die verschiedenen Meerestiere, die in überaus großer Zahl von Resten gefunden wurden und noch im-

mer gefunden werden. Das Höbbarth-Museum in Horn und besonders das Krahulek-Museum in Eggenburg haben zahlreiche Reste von tertiären Meeresstieren geborgen.

Zu den interessantesten Tieren, die damals unser Meer bevölkerten, gehören ohne Zweifel die Korallen, kleine Lebewesen, die heute noch ihre kalkigen Bauten in den warmen Meeren des Südens auführen; unten absterbend, wachsen sie immer höher hinauf, der Meeresoberfläche entgegen. Ihre Reste finden sich in den drei ehemaligen Buchten von Eggenburg, Gröbern und in der östlichen Hörnerbucht bei Dreieichen. Die sehr zahlreichen Reste gehören drei Arten von Sternkorallen an, nämlich *Orbicella* Eggenburgensis von Eggenburg, Rühnring, Rattau, Maigen, Roggendorf, Dreieichen und vom Klopferberge bei Stiefern; eine Abart derselben liegt aus Gröbern vor. Bei Dreieichen, Eggenburg und Rühnring sind Reste von *Trachypora* Gröblichiana und *T. Schafferi* gefunden worden. Von Porenkorallen liegt nur eine Art vor, nämlich *Porites* Maigenensis aus dem Pfarrgarten von Maigen. Die Zahl der Arten ist also gering, nämlich vier, dagegen umso größer die Zahl der Individuen. „Es müssen schon gewaltige Bauten gewesen sein, die uns die zahlreichen Ueberreste von *Orbicella* Eggenburgensis und ihre Gröbener Abart hinterließen.“¹⁾

Die Riffkorallen sind heute auf die warmen Meeressteile zwischen dem 28° nördl. und südl. Breite beschränkt, da sie eine Wassertemperatur von mindestens 20° verlangen. Zur Zeit als hier die Korallen lebten, muß Maigen, der nördlichste Punkt, wo Korallen gefunden wurden und der heute in 48° 40' nördl. Breite liegt, nur in höchstens 28° nördl. Breite gelegen haben, d. h. mit anderen Worten: Der Äquator muß damals um 20° nördlicher verlaufen sein als heute. Somit muß er mitten durch die Sahara verlaufen sein, während er heute südlich derselben liegt. Zu einer ähnlichen Annahme kamen schon Köppen und Wegener, die für das Oligozän den Äquator bei der Nilmündung und für das Miozän in der südlichen Sahara erschlossen haben.²⁾ Diese Korallenriffe des Waldviertels sind die nördlichsten bisher bekannten in Europa, während Köppen, der das Korallenvorkommen bei Eggenburg nicht kannte, das Vorkommen der Riffkorallen bei Wildon, südlich von Graz, als das nördlichste ansah und daher den Äquator zu weit südlich annahm.

Den Korallen einigermaßen ähnlich sind die Moostiere (Bryozoen). Sie sind, ähnlich wie die Korallen, stockbildend und werden auch vielfach als Mooskorallen bezeichnet. Auch bei ihnen

ist die Zahl der Arten, die einst hier gelebt haben, klein, die Zahl der Individuen dagegen ungeheuer groß. Sie leben in einer etwas tieferen Meereszone als die Korallen, die nur bis 20 m Tiefe hinuntergehen. Es liegen Funde vor aus Eggenburg, Rühnring, Klein-Meißeldorf, hier besonders zahlreich, aus Bogelsdorf, Maißau und Grübern. Ihr Vorkommen deutet auf eine sehr reich gegliederte Küste hin.³⁾ In der Horner Bucht fehlen wohl die Korallen (mit Ausnahme von Dreieichen) wie die Moostierchen. Das ist leicht verständlich; dort machte sich eben das Süßwasser stark fühlbar, so daß man von einem Brackwassergürtel sprechen muß, der sich an das Meerwasser im Westen angeschlossen, naturgemäß ohne scharfe Grenzen.

Unter den Fischen sind es vor allen die Haie, die mit einer Anzahl von Gattungen in den Schichten von Eggenburg vertreten sind. Aus der Familie der Riesenhaie finden sich die Gattungen *Oxyrhina* und *Odontaspis*. Die erstere findet sich in 3 Arten vor, letztere in 2 Arten. Aus der Familie der Menschenhaie liegen vor: *Hemipristis*, *Galeocerdo*, *Carcharias* und *Sphyrna*. Dazu kommen noch der Grauhai (*Notidanus*), der nur bei Rühnring häufiger gefunden wurde, und der Meerengel (*Squatina*), der nicht sehr häufig vorkommt (Rühnring, Bogelsdorf). Sehr zahlreich sind die Gattungen *Odontaspis* (Eggenburg Schindergraben, Rühnring, Gauderndorf, Bogelsdorf, Burgschleinitz) und *Oxyrhina* (Rühnring, Gauderndorf, Bogelsdorf, Burgschleinitz) vertreten, während Reste vom Menschenhai (*Carcharias*) sehr selten sind, etwas häufiger sind solche vom Hammerhai (*Sphyrna*). Von den Haiischen sind meistens nur Zähne erhalten, seltener sind Rippenstücke. Die Haie erreichen heute noch eine bedeutende Größe, die tertiären Gattungen waren vielfach bedeutend größer, wie sie aus der Größe der vorliegenden Zähne einzelner Arten ergibt.

Den Haien nahestehend sind die Rochen, die auch in mehreren Gattungen vertreten sind. Neben dem echten Rochen (*Raja*) finden sich aus der Familie der Meeradler zwei Gattungen, nämlich (*Myliobatis*, der Adlerrochen) und *Aetobatis*, sowie eine Stechrochenart (*Trygon*). Der echte Rochen (*Raja*) war sehr selten und wurde nur bei Rühnring gefunden, ebenso die Gattung *Myliobatis*, während *Aetobatis* sich etwas häufiger findet. Auch diese Tiergruppe sowie die folgenden fehlen in der Horner Bucht.

Von den Delfinen haben sich Reste von 2 Gattungen erhalten, nämlich *Acrodelfhis* *Arhulexi* und *Cyrtodelfhis* *fulcaus*.

Von der Familie der Meerbrassen haben sich 2 Gat-

tungen gefunden, nämlich *Chrysophris* (Rühning, Gaudernsdorf, Bogelsdorf) und *Sargus* (Weißbrasse); letztere ist in Bogelsdorf sehr selten, etwas häufiger dagegen in Raggendorf.

Ein besonders seltener und kostbarer Fund sind der Schädel und einige Knochenstücke eines *Krokodiles* (*Crocodylus Eggenburgensis*) aus dem Schindergraben bei Eggenburg.

Sehr zahlreich sind Reste von *Seefühen* (Sirenen), darunter am häufigsten die als *Metaxytherium Krahulezi* bekannte Art. Rippen von Seefühen werden in ziemlicher Zahl gefunden, so daß kein Zweifel darüber sein kann, daß einst Herden von solchen das Meer bevölkerten. In einer Sandgrube bei Rodingersdorf wurden 20 Schwanzwirbel einer solchen gefunden. Lebende Seefühe werden bis 3 m lang.

Von *Schildkröten* liegen Rippenstücke einer *Flußschildkröte* (*Trionix*) vor. Diese Art lebt heute in den Flüssen im tropischen und subtropischen Asien, Afrika und Amerika und ihr hiesiges Vorkommen nötigt zu einer ähnlichen Annahme, wie es schon die Korallen getan haben. Auch eingeschwemmte Reste einer *Land Schildkröte* (*Testudo noviciensis*) haben sich gefunden. Leider wissen wir von den gleichzeitig lebenden *Landtieren* fast nichts. Obwohl zu einer anderen Tiergruppe gehörig, sei hier gleich ein *schweineartiges Säugetier* (*Brachyodus vinoides*) genannt, dessen spärliche Ueberreste bei Poibersdorf gefunden wurden. Es lebte ebenfalls auf dem Lande und wurde hierher eingeschwemmt.

Auch von *Seeigeln* haben sich Stücke gefunden und zwar in Dreieichen, Eggen- und Bogelsdorf ein regulärer (*Echinolampus Paurillardi*), dann Stücke von 2 irregulären Arten, deren eine (*Glypeaster latirostris*) bei Dreieichen und Eggenburg, eine andere (*Scutella höbarthi*) nur bei Mold gefunden wurde.⁴⁾

Alle bisher bekannten Tiergruppen haben sich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nur in spärlicher Anzahl und in kleinen Resten erhalten. Anders ist es mit den *Weichtieren*, von denen hauptsächlich die *Muscheln* und *Schnecken* in Betracht kommen. Sie finden sich nicht nur im Gebiete von Eggenburg, sondern auch in der Horner Bucht, allerdings mehr auf den Ostrand derselben beschränkt, was durch das Brackwasser in derselben bedingt war. *Muscheln* und *Schnecken* finden sich in verschiedenen Aufschlüssen, je nachdem sie an den einzelnen Orten eben die ihnen zusagenden Lebensbedingungen fanden. Unter den *Muscheln* (*Bivalven*) sind es vor allem die großen dickwandigen *Mustern* (*Ostrea crassissima*) und eine große Anzahl von anderen Arten. Dazu kommen

zahlreiche Arten von Kammuscheln (Pecten), Archemuscheln (Area), Herzmuscheln (Cardita), die Venusmuscheln (Venus, Dosinia, Callista, Amiantis, Ringicardium), die Tellermuschel (Tellina), die Klaffmuscheln (Pholodomya), die Miesmuscheln (Mytilus) u. a. Sie finden sich in gut erhaltenen Stücken, häufig auch nur als Steinkerne oder als Muschelgrus. Die Museen sind voll von prachtvollen Stücken. Nach Mühl²⁾ zeigt die Eggenburger Bivalvenfauna die größte Uebereinstimmung mit der von Nî (in der Poebene, südöstlich von Turin) und weist daher auf dieselben subtropischen klimatischen Verhältnisse hin, wie sie dort geherrscht haben. „Ruhiges, temperiertes Wasser, reiche Nahrungszufuhr und flacher Strand waren die Existenzbedingungen für diese Tiergesellschaft.“ Die Bivalvenfauna von Eggenburg hat nach Mühl die meiste Verwandtschaft zu den heute in Westindien, in Hinterindien, auf den Philippinen und in Australien lebenden Faunen.

Nicht minder reich sind die Schnecken (Gastropoda) vertreten. Große Turmschnecken (Turritella, Cerithium), Brandhornschnecken (Murex), Stachelschnecken (Pyrrula, Buccinum, Pleurotoma, Fusus), Porzellanschnecken (Cypraca), Kreifelschnecken (Trochus), Napfschnecken (Patella), um nur die bekanntesten zu nennen.

Von sonstigen Tiergruppen seien noch die Armfüßer (Brachiopoden), die Kopffüßer (Cephalopoden) und die See-lilien (Grinoiden) genannt, die ebenfalls im Horner Becken fehlen. Zu den Krebs-tieren gehört die Meerelche (Balanus), die in der Brandung lebte und auch noch bei Dreieichen gefunden wird.

Diese Tierwelt gehört dem Burdigal an, das ist, wenn man vom Aquitan abzieht, die unterste Stufe des Miozän. Dann folgt das Helvet, das Torton und das Sarmat, welches das Miozän abschließt.

Ungefähr derselben Zeit gehören wohl auch die vertieftesten Hölzer an, die in der Horner Bucht gefunden und wissenschaftlich untersucht worden sind. Da ist zunächst eine fossile Eiche (Taxodioxylon sequotianum), eine tertiäre Form der heute in den Küstengebirgen von Kalifornien lebenden Sequoia sempervirens. Sie ist eine der wichtigsten Bildnerin der mitteleuropäischen Braunkohle (Languan?). Besonders aufschlußreich ist auch eine fossile Eiche (Quercoxylon), an der die Grenzen der Jahresringe kaum zu bemerken sind. Das beweist, daß damals ein Klima

herrschte, das eine kaum merkliche Vegetationsruhe aufwies. Das Stück wurde am Jordanbache bei Neufirchen an der Wild gefunden. Ferner fand sich eine fossile Esche (*Traxinorylon*) und eine fossile Ulme (*Ulmorylon*). Letztere wurde in Fürwald bei Brunn an der Wild gefunden.⁶⁾ Diese Fundstücke sind wohl zur Zeit der Meeresbedeckung in die Bucht eingeschwenkt worden und zeugen ebenfalls für ein sehr mildes Klima im Tertiär.

II. Es gibt aber im Waldviertel auch noch andere Zeugen der einstigen Meeresbedeckung, die allerdings nicht so offen zutage liegen, sondern die sich nur dem aufmerksamen Beobachter zu erkennen geben.

Die Geologen schließen aus verschiedenen Anzeichen, daß der Spiegel des Tertiär-Meeres in ungefähr 520 m Meereshöhe lag. Wenn man auf einer Karte, z. B. auf der Schullandkarte von N.Ö. (1:600.000) die 500 m-Höhenlinie verfolgt, dann sieht man sofort, daß bei einem solchen Stande des Meerespiegels ein ziemlich breiter Streifen, etwa bis zur Linie Dürnstein — Schiltern — Pernegg — Hardegg, von verschiedenen Einbuchtungen abgesehen, unter Wasser lag, aus dem der Gipfel des Manhartsberges (536 m) als kleine Insel aufragte. Dann lag natürlich auch die Mündung der verschiedenen Bäche und Flüsse an ganz anderer Stelle und sie mündeten eben ins Meer. Denn daß diese damals auch schon vorhanden waren, kann doch kein vernünftiger Mensch bezweifeln, wenn sie auch, wenigstens im Unterlaufe, eine andere Richtung inne hatten.

Jeder Wasserlauf, ob groß oder klein, führt, je nach der Größe und dem Gefälle, Stoffe, Sand und Gerölle mit sich, die er fallen läßt, sobald er in stehendes oder langsamer fließendes Gewässer einmündet. Das ist eine Tatsache, die man am kleinsten Bächlein, ja an einem Regentage am kleinsten Rinnsale beobachten kann. Und auch das kann man überall beobachten, daß solche fallen gelassene Schwemmstoffe eine kleine flache Kuppe bilden, denen der Wasserlauf dann ausweicht, wenn das stauende Wasser abfließt, in das der Schuttfegel abgelagert worden ist. Diese Schuttfegel, wir nennen sie auch Schwemmfege oder Deltafege, bestehen entweder aus mehr oder minder groben Sanden oder aus Geröllen, meistens aber aus beiden zusammen. Die Schotter liegen meistens an der Oberfläche, so daß die alten Schotterfege in der Landschaft gewöhnlich nicht schwer zu erkennen sind. Das war aber nicht von Anfang an so; sie sind gewöhnlich in Sand und Lehm eingebettet

und erst durch die Regenspülung an die Oberfläche gekommen. Mündet nämlich ein Fluß in leichtes Wasser oder an einer Flachküste, was beides meist zusammentrifft, dann fallen alle mitgeführten Stoffe gleichzeitig aus und es kommt zu keiner Schichtung. Das dürfte bei allen Deltaegeln des Waldviertels der Fall sein. Schrägschichtung trifft man am ehesten in den untersten Teilen eines Deltaegels. Leider fehlen so tief reichende Aufschlüsse an allen unseren Deltaegeln. Das schöne Lehrbuch-Schema von der schrägen Deltaschichtung findet sich in der Natur sehr selten. Man findet es nur dort, wo ein Fluß seine Stoffe in tiefes Wasser schüttet; denn dann haben die einzelnen Componenten die Möglichkeit, sich im Niedersinken zu sondern. Gerölle sinken eben schneller als Sand und Schlamm; dasselbe gilt auch von Sand in verschiedenen Größen.

Bei einem 500 m hoch stehenden Meerespiegel dürfte die Küste ziemlich geradlinig gewesen sein; eine größere Einbuchtung bildete aber jedenfalls die Horner Bucht; sie ist im Süden vom Hornerwalde, im Westen von der Wild, im Norden vom Steinplattenwald begrenzt. In dieser Bucht nun haben sich einige Deltaegel so ziemlich in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten. Da liegt bei Altenburg eine Flur mit dem Namen „In der Sulz“ auf dem Wege nach Steinegg, auf der es von Urgesteinsgeröllen, vorwiegend Quarz, nur so wimmelt; sie liegen heute ca 200 m über dem Kamp. Sie sind so zahlreich, daß ein Großteil diese Kuppe nur für die Waldnutzung in Betracht kommt. Es liegt hier ein Deltaegel vor, den der Kamp bei einer Höhe des Meerespiegels von ca 500 m in die Horner Bucht hineingeschüttet hat.

Nicht allzuweit davon liegt nördlich von Horn das Himmelreichfeld mit dem Zeiselberg. Von drei Seiten betrachtet ist seine Gestalt in der Landschaft so bezeichnend, daß man nicht im Zweifel sein kann: hier liegt im Angesichte von Horn ein alter Deltaegel, der einst aus dem sinkenden Wasser aufgetaucht ist. Tatsächlich ist diese eigenartige Landschaftsform aus Vocker-Material aufgebaut und seine Spitze, den Zeiselberg (479 m), deckt eine Kuppe von Ursteinsgeröllen in großer Zahl. Es ist ein Deltaegel des Mödringbaches, der ihn — das Meer ist inzwischen bis 480 m gesunken — aufgeschüttet hat. Er hat einen etwas kleineren und auch etwas jüngeren Kameraden an seiner Seite, über den die Straße von Horn nach Jnsfritz führt. Er ist mit Schottern ganz bedeckt, die bis ca 355 m Meereshöhe liegen. Dieser Regel ist ebenfalls ein

Werf des Mödringbaches, aufgeschüttet zu einer Zeit, als das Meer schon bis zu dieser Höhenstufe gesunken war. Der Bernegger Graben verdankt seine Entstehung der Ausräumungstätigkeit dieses Baches.

Ungefähr demselben Zeitpunkte gehört ein jüngerer Deltaegel des Kamp an, der als flacher Kegel zwischen Rosenberg, Ramegg u. Baingrub (Höhe 366 m) liegt und dessen ganze Kuppe mit Quarzgerölen bedeckt ist.

Es würde zu weit führen, wollte man alle diese Deltaegel des Waldviertels aus der Tertiärzeit aufzählen, es sei diesbezüglich auf meine Arbeit über „Die Flußsysteme des n.ö. Waldviertel“ verwiesen. Nur einige besonders charakteristische Deltaegel aus dem südlichen Waldviertel seien noch kurz angeführt: der Gobelsberg (303 m) bei Gobelsburg, einer der jüngsten Deltaegel des Kamp; der Galgenberg (394 m) bei Strazing, ein solcher der Krems, und der Kegel von Mollenburg (470 m), den der Weitenbach und der Wehrbach aufgebaut haben. Sie alle sind aus Sand und ähnlichen Schwemmprodukten aufgebaut und tragen eine mehr oder minder mächtige Schotterdecke. Vor allem sei aber auf die Wild hingewiesen, die nichts anderes ist als ein großer Deltaegel des Kamp. Auf diesem weit ausgedehnten Kegel liegen Schotter bis zu 620 m Meereshöhe, so daß man die einstige Wasserbedeckung bis zu dieser Höhe annehmen muß. Diese war also einst sehr weitgehend; große Teile des Waldviertels lagen einst unter Wasser. Im Osten war es das Meerwasser, an das sich eine Brackwasserzone angeschlossen; das übrige Gebiet, und das war der größere Teil der Wasserfläche, war von Süßwasser bedeckt. Überall unter der 600 m-Linie finden sich die Beweise für diese Tatsache in mehr oder minder deutlich ausgeprägten Deltaegeln.

Es ist die Meinung geäußert worden, daß es sich bei diesen Aufschüttungen „besonders im inneren Waldviertel vielfach wohl nur um Schwemmfegel handelt, die von Seitenbächen an ihrer Mündung in den Hauptfluß aufgeschüttet wurden.“⁷⁾ Bei dieser Annahme bleiben zunächst die im Einzugsgebiete der Seitenbäche selbst liegenden „Aufschüttungen“ — die gibt es nämlich auch — unerklärt, und im übrigen kann eine solche Vermutung nur jemand aussprechen, der den tatsächlichen Verhältnissen vollständig ahnungslos gegenübersteht.

Als Zeit dieser ausgedehnten Wasserbedeckung kommt nur das

Helvet in Betracht. Im Verlaufe desselben begann der Wasser-
spiegel zu sinken, und zwar dadurch, daß, wie sich aus verschiedenen
Anzeichen schließen läßt, das Land langsam und in Etappen empor-
gehoben wurde. Nach Kober ist das Waldviertel heute noch im Auf-
steigen begriffen.⁸⁾

Aus den Lagerungsverhältnissen der verschiedenen Schotter,
besonders am Ostrande des Waldviertels und des Hochfeld-Zuges
wurde für das Torton eine Höhenlage des Meeresspiegels von
etwa 380 bis 400 m (Hochfeldzug) angenommen; der Manharts-
berg-Zug mit seinen Schottern wurde dem End-Helvet, die Wild
dagegen dem Höhepunkt des Helvet zugewiesen. Nun hat man frei-
lich bis in die jüngste Zeit ziemlich allgemein angenommen, daß im
Torton das außeralpine Wiener Becken — eine Bezeichnung, die
eigentlich gar nicht zutreffend ist — und damit auch der Ost- und
Südrand des Waldviertels ohne Wasserbedeckung gewesen sei. Die
auf Grund der vorhandenen Deltafegel angenommene Wasserbe-
deckung im Torton hat daher wohl auch, wie so manches andere,
einiges Kopfschütteln zur Folge gehabt. Das beginnt nun freilich
bereits anders zu werden, wie mit Genugtuung festgestellt werden
kann. Man hat nämlich in allerjüngster Zeit sowohl aus dem
Reisperbachtal bei Krems-Stein wie auch von Furth bei Göttweig
Fundschichten beschrieben, die Meerestiere aufweisen — an letzte-
rem Orte sogar Korallen — und die zweifellos dem Torton ange-
hören! A. Papp, der Bearbeiter dieser Fundstellen, sieht sich daher
veranlaßt, festzustellen: „Man wird sich deshalb mit dem Gedanken
vertraut machen müssen, daß zumindest kurze Zeit bei optimaler
Wasserführung auch das südliche außeralpine Wiener Becken zu-
mindest teilweise vom Tortonmeer eingenommen wurde!“⁹⁾ Vom
nördlichen Teile desselben ist es schon längere Zeit nachgewiesen.

Diese Funde vom Reisperbachtal und von Furth gewähren
uns ebenfalls einen kleinen Einblick in das Tierleben der Krems-
er-
bucht und teilweise auch des umliegenden Festlandes im Torton.
Auch hier treffen wir noch Korallen (*Ceratotrochus* und *Tetho-
cyathus*) aber sie treten nicht in Stöcken und Riffen auf, es sind
vielmehr Einzelforallen. Von Interesse ist das Vorkommen von
Krabben (*Galathea* und Scherenreste von einer *Scylla*); die Tiere
lebten in seichtem, ruhigem Wasser. An Weichtieren fanden sich
Austern in kleinen Schalen, die Archemuschel (*Arca*), die Teller-
muschel (*Tellina*), eine Kammuschel (*Chlamys*), eine *Natica*-Art
und eine Kegelschnecke (*Conus dujardini*). An Fischen liegen Reste

vor von Meergrundeln (Gobius), Leuchtjardinien (Scopelus) und Myripristis, einer tropischen Form, die in der Nähe der Küste in den oberen Wasserschichten anzutreffen ist. An Resten von eingeschwenkten Landtieren liegen vor: Eine Rhinocerusart (Dicerorhinus, eine Antilopenart (Tragocerine), heute auf die Ebenen Afrikas beschränkt, und ein Bärenhund (Amphycion). Ferner gibt es noch Reste einer Sumpfschildkröte (Geodemyx), einer Landschildkröte (Testudo) und einer Anzahl von Landschnecken. Auch eine bezeichnende Kleintierwelt wurde in Furth festgestellt. Das Klima ist also auch im Torton noch subtropisch, wenn auch wohl schon merklich kühler als im Burdigal. Der Äquator war bereits weiter nach Süden gewandert und lag wohl schon in der südlichen Sahara.

Als das Land im Laufe des Helvet und Torton gehoben wurde, tauchten natürlich die bisher vom Wasser bedeckten Deltafegel immer weiter auf und es ist eigentlich eine Selbstverständlichkeit, daß die Wasserläufe schließlich diesen Hindernissen, die sie allerdings selbst geschaffen haben, ausgewichen sind, vorausgesetzt, daß dies möglich war. Das liegt nun einmal in der Natur, oder wenn man lieber will: in der physikalischen Beschaffenheit des Wassers. Man hat sich an dieser Feststellung gestoßen und gemeint: „Es sei einseitig, alle Laufveränderungen eines Flusses nur durch Umfließen von Deltafegeln erklären zu wollen.“¹⁰ Daß dieses tatsächlich weit-
hin der Fall ist, kann nur jemand bezweifeln, dem eigene Beobachtungen auf diesem Gebiete fehlen; daß es lang nicht bei allen Laufveränderungen angenommen wurde, hätte eine etwas aufmerksame Lefung des Buches über „Die Flußsysteme des n.ö. Waldviertels“ ohnehin gezeigt.

III. Eine dritte Bestätigung der einstigen teilweisen Meeresbedeckung des Waldviertels sehen Grund und Haffinger in der Wirkung der Brandung am Ostrand des Waldviertels. Das Wasser des Meeres ist ständig in Bewegung und greift durch den Anprall an die Küste auch das feste Land an, untergräbt die Küstengebiete, ebnet sie ein und kann, wenn das Meer langsam ansteigt oder das Land langsam sinkt, auf diese Weise ein hohes Gebirge einebnen. Man spricht dann von einem marinen Abrasionschelf. Zieht sich das Meer dann endgültig zurück, so bleibt dieser Abrasionschelf als mehr oder minder ebene Fläche erhalten und legt nun Zeugnis ab für die einstige Meeresbedeckung. Grund hat eine Abtragungsfläche durch das Meer für das Gebiet zwischen Geras, Eibenstein, Drosendorf, Böttau und Grain wie auch für das Ge-

biet von Weitersfeld, Sigmundsherberg und Maibau angenommen,¹¹⁾ und Hassinger erklärt das Gebiet östlich einer Linie Groß-Bittesch — Trebitsch — Mährisch-Budwitz — Jamnik — Weifertschlag — Drosendorf — Horn als eine solche Abrasionslandschaft.¹²⁾

Kölbl sieht auch das Gebiet von Wanzenau — Tautendorf (südwestlich von Gars) als eine Abrasionsfläche des Meeres an¹³⁾ und Diemwald bezeichnet die kleine Ebenheit bei St. Oswald als solche.¹⁴⁾ Die neuesten Entdeckungen auf diesem Gebiete bringt der Atlas von N.De. (herausgegeben von der Akademie der Wissenschaft in Wien 1951), der auf dem Blatt „Oberflächenformen“ einen Abrasionschelf sogar am Westrande des Waldviertels von Neu-Magelberg über die Stankauer Teichplatte hin verzeichnet. Nach dieser Karte trägt auch der Dunkelsteiner Wald, der Hirsberg, ein schmaler Streifen am Südrande des Waldviertels von Schwallenbach bis zum Sarmingbach und das Gebiet von Neustadt eine Abrasionsfläche.

Ich habe die Ansicht von einem Abrasionschelf im Waldviertel abgelehnt und meine Ablehnung ausführlich begründet („Flußsysteme“ S 53 ff.). Die Kritik hat dagegen anscheinend nichts besseres einzuwenden gewußt, als ich „sei der irrigen Auffassung, daß die Ablagerung von Sedimenten und marine Brandungswirkung einander ausschließen.“¹⁵⁾ Man hat es aber unterlassen, zu sagen, auf welchem marinen Abrasionschelf Sedimente zu finden seien, die von einer unteren Schotterlage über gröberen und dann immer feiner werdenden Sand wieder zu einer oberen Schotterlage zurückwechselt, wie sie bei Horn und Sigmundsherberg erwiesenermaßen vorliegen. Eine solche Schichtenfolge bringt keine Meeresbrandung zustande; darüber ist sich die Kritik wohl nicht klar geworden und sie hat daher das Gewicht dieses Argumentes auch nicht erfaßt. Gerade dieser Schichtenaufbau spricht eindeutig gegen die Annahme eines marinen Abrasionschelfes an den Rändern des Waldviertels, für den auch in der Landschaft selbst nicht der geringste Anhaltspunkt zu finden ist. Wohl aber kann man solche Dinge von der Karte ablesen.

Auf diesem angeblichen Abrasionschelf liegt am Ostrande des Waldviertels das **Kohlenbergwerk Pangaun**, ein Tagbau, in dem seit 1947, bzw. 1949 lignitische Braunkohle abgebaut wird. Beim Graben nach Schotter stieß man auf der Gemeindewiese nördlich von Pangaun vor Jahren auf Kohle. Die Sache wäre wohl eine geologische Merkwürdigkeit geblieben, wenn nicht die große Kohlen-

not in der Zeit nach dem zweiten Weltkriege gezwungen hätte, alle Möglichkeiten auszunützen, um dieselbe zu beheben. Eine genaue Untersuchung des fraglichen Gebietes hat ergeben, daß sich in den weichen Glimmerschiefern des Untergrundes zwischen Vangau und Schaffa (bereits in Mähren) eine flache Mulde befindet, die Terrassen aufweist. In diese flache Mulde ist nun wiederum eine 4 km lange und 1 km breite steilwandige Hohlform eingegraben. Dieser längliche Trog, dessen Boden tiefer liegt als der Ausfluß im anstehenden Fels, ist mit einer mehr als 20 m mächtigen Folge von Sanden und Tonen mit eingeschalteten Lignitflözen gefüllt. Die höheren Terrassen der breiten Mulde sind mit Sand bedeckt, die tieferen Terrassen im Glimmerschiefer und die Füllung des steilwandigen Troges sind reichlich mit Quarzgeröllen bedeckt. Ob diese steilwandige Hohlform, wie Waldmann meint,¹⁰⁾ schon im älteren Tertiär vom Winde ausgescheuert worden ist, mag dahingestellt sein; jedenfalls aber ist hier die Sachlage derart, daß von einer marinen Sedimentbildung der ganzen Schichtenfolge, die auf dem Grundgebirge aufliegt, keine Rede sein kann! Das bestätigen auch einwandfrei die gefundenen Versteinerungen, nämlich Cyrenen, eine Muschelgattung, die im Süßwasser, höchstens noch im Brackwasser lebt, niemals aber im Meerwasser. Sie lebt noch heute in den Flüssen wärmerer Klimate. Damit ist der Waldviertler Abrasionschelf wohl endgiltig abgetan!

Die Ergiebigkeit der Braunkohlenflöze von Vangau wird von den Geologen auf etwa 3 Millionen Tonnen geschätzt. Die Hauptabnehmer sind die Wiener E-Werke, Engerthstraße und Simmering, die auf diese Art von Brennstoff eingestellt sind. Auch für den Hausbrand wird ein Teil dieser lignitischen Braunkohle, an der man die Holzstruktur der hier einst zusammengeschwemmten und dann verkohlten Baumstämme noch deutlich erkennen kann, verwendet. Leider ist eine wissenschaftliche Untersuchung dieser Holzarten noch ausständig, so daß sich vorläufig nicht sagen läßt, welche Baum- und sonstige Pflanzenarten am Aufbau der Vangauer Kohlenflöze beteiligt sind. Es würde sich dann vielleicht auch die Stufe des Tertiär genauer angeben lassen, in der sich die Kohlen gebildet haben. Diese Bildung hat jedenfalls erst mit dem langsamen Zurückweichen des Tertiärmeeres eingesetzt und das dürfte, in Anbetracht der Höhenlage dieser Bildung, in das Ende des Helvet fallen. Die Holzarten, die in Vangau die Kohlen geliefert haben, dürften wohl dieselben sein, wie die aus dem Horner Becken, die wir oben als verkieselte

Hölzer kenne gelernt haben. Kleinere Stücke von lignitischer Kohle wurden auch in den Tertiärschichten von Gmünd öfter gefunden.

Zur Zeit des Höchststandes des Wasserspiegels mündete die Rainsitz in das Becken von Steinbach, die Thaya in der Nähe von Salzingstadt, der Kamp bei Zwettl — Allentsteig, die Krems in der Nähe von Hartenstein; eine Donau gab es damals noch nicht. Die anderen Wasserläufe waren bei dieser Lage des Wasserspiegels so kurz, daß ein größerer Deltaegel nicht gebildet wurde. Erst mit dem langsamen, bzw. etappenweisen Sinken des Meeresspiegels wurden die Wasserläufe immer länger, bis sie schließlich jene Richtung einschlugen und jene Ausgestaltung erreicht haben, in der wir sie heute vor uns sehen.

-
- ¹⁾ O. Kühn in: Abhandl. der Geol. Bundesanstalt in Wien, Bd. XXII, H. 3, S. 15. — ²⁾ Köppen-Wegener, Die Klimate der geologischen Vorzeit, S. 66, 116; Berlin, 1924, Gebr. Bornträger, und Ergänzungen (1940), S. 11. — ³⁾ O. Kühn a. a. O., S. 37. — ⁴⁾ O. Kühn in: Sitzungsber. d. Akademie der Wissenschaften, Wien, mathem.-naturw. Kl., Abt. I, Bd. 145, S. 35 ff. — ⁵⁾ Abhandl. der Geol. Bundesanstalt in Wien, XXII, H. 3, S. 62. — ⁶⁾ Heimatbuch des Bez. Horn (1933), Bd. I, S. 161 ff. — ⁷⁾ Mitteil. der Geograph. Ges. in Wien, 1953, S. 94. — ⁸⁾ L. Kober, Wiener Landschaft, S. 40; Wien, 1947 Touristik-Verlag. — ⁹⁾ Verhandl. der Geol. Bundesanstalt Wien, 1952, S. 122 ff. — ¹⁰⁾ Mitteil. der Geograph. Ges. in Wien, 1953, S. 95. — ¹¹⁾ Geogr. Jahresber. aus Österreich, Bd. XI (1915), S. 173. — ¹²⁾ H. Hassinger, Die Mährische Pforte, S. 96 ff. Abhandl. der Geogr. Ges. Wien, Bd. XI (1914), Nr. 2. — ¹³⁾ Fr. Kölbl, Eine geologisch-paläontologische Skizze der Horner Bucht; Horn 1926—1928, III, S. 46. — ¹⁴⁾ Zeitschrift für Geomorphologie, Bd. II (1926/27), S. 262. — ¹⁵⁾ Mitteil. der Geograph. Ges. in Wien, 1953, S. 95. — ¹⁶⁾ Fr. X. Schaffer, Geologie von Österreich, 2. Aufl., S. 18 f; Wien, 1951, Fr. Deuticke.

Die einstigen Mühlen am Etschabach

Von Heinrich Hengstberger

Die Straße, die aus dem Kremstale nach Gelling führt, sperrt außerhalb von Ober-Meißling am Ende der „Hofwiesen“ mit einer steinernen Brücke ein nicht sehr breites Tal ab, dessen grüner Wiesengrund vom Etschabach durchflossen wird, der ein paar hundert Schritte unterhalb der Brücke in den Kremßfluß mündet. Der Bach wird schon im Jahre 1556 in einem Urbar der Herrschaft Rappottenstein als „Detschawpach“ erwähnt. Er hat eine Lauflänge von nur sechs Kilometern und entspringt in den sumpfigen Wiesen bei Richtenau. Dieses still dahinfließende Bächlein wird bei starken Regengüssen gar oft zum reißenden Fluß, wie etwa beim Wolkenbruch im vergangenen Jahre, als es mächtige Bäume entwurzelte und in seinem Wasser mitführte.

Wenn wir den Bach entlang aufwärts wandern, wird das Tal bald sehr enge und bietet uns mit seinen gewaltigen Felsblöcken an den dichtbewaldeten Berghängen malerische Landschaftsbilder. Auf dem ungepflügten Fahrwege müssen wir ein dutzendmal den Bach durchschreiten und einmal eine steile Felschlucht den Berg hinan umgehen.

Nach halbstündiger Wanderung verbreitert sich das Tal, und vor uns liegt auf der rechten Berglehne, zwischen Obstbäumen versteckt, eine Hausruine, die noch heute „Zifferermühle“ genannt wird.

Marshieren wir den Bach entlang, so stoßen wir nach einer Gehviertelstunde auf ein Gebäude, das auf der Landkarte als „Kranzmühle“ bezeichnet ist. Auch diese Mühle besteht nicht mehr und ist jetzt lediglich ein Bauernhaus.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts waren beide Mühlen noch in Betrieb. Wann sie erbaut worden sind und welche von beiden die ältere ist, konnte nicht ermittelt werden. — In den Kirchenbüchern von Meißling, wohin bis zum Jahre 1783 die Bewohner der Etschabachmühlen pfarrzuständig waren, werden die Müller an diesen Mühlen ausdrücklich als solche bezeichnet. Desgleichen nennt uns das im Kremser Stadtarchiv erliegende „Mühlenzinsbuch“, das die Jahre 1635 bis 1660 umfaßt, die Namen der damaligen Meister auf den Mühlen des Kremstales und seiner Seitentäler und vermerkt auch den an die Innungslade bezahlten Jahresschilling sowie die Anzahl der Mahlgänge in den einzelnen Mühlen. Jede der beiden Etschabachmühlen war zweigängig. Eine dritte Quelle, die

ich für die ältere Zeit herangezogen habe, ist die in der Wiener Nationalbibliothek befindliche Handschrift mit dem Namensverzeichnis jener Protestanten des Waldviertels, die von 1652 bis 1654 zur römisch-katholischen Kirche zurückgeführt wurden. Darin sind auch die damaligen Müllermeister am Etschabache mit ihren Familien genannt.

Die Mühlen an der Krems und in ihren Seitentälern waren in früherer Zeit fast durchwegs — schon des Wasser- und Fischereirechtes wegen — im Besitze der Grundobrigkeit. Die Mühlen am Etschabache gehörten zur Herrschaft Pichtenau — Brunn und hatten die in deren Bereiche gelegenen Orte wie Poiwein, Wurschenaigen, Brunn, Pichtenau, Taubitz und zum Teil auch Felsing mit ihren Mahlprodukten zu versorgen. Die bediensteten Müller waren in Zünften oder Innungen zusammengeschlossen. Die Müller an den Etschabachmühlen gehörten zur Kremser Zunft. Schon Kaiser Rudolf II. (1576—1612) hatte die wirtschaftliche Bedeutung der Waldviertler Mühlen dadurch gewürdigt, daß er dem Handwerk der Müller zu Krems ein Wappen verlieh, das in blauen Schilde ein silberfarbenes Rammrad führte. Kaiser Leopold I. (1658—1705) erließ für die Kremser Müllerzunft eine Handwerksordnung mit 45 Artikeln. Darin heißt es unter anderem, daß alle Zunftgenossen dem gestifteten Gottesdienst in der Dominikanerkirche zu Krems und der Fronleichnamsprozession beizuwohnen haben — bei Strafe von zwei Pfund Wachs. Am Stephanstage und zu Fronleichnam hatten sich die Innungsmitglieder in Krems zu versammeln, um ihre Angelegenheiten zu beraten, und auch die Mühlordnung sollte ihnen einmal im Jahre vorgelesen werden. Neue Meister hatten sich einzukaufen, und zwar für jedes Mühlrad mit einem Reichstaler, oder sie hatten ein „mäßiges“ Meistermahl zu geben, wovon aber Arme befreit waren.

Die Mühlen am Etschabache erhielten bei der allgemeinen Häusernumerierung im Jahre 1771 die Hausnummern 45 und 46 des auf der nördlichen Hochfläche des Etschabachtals nahegelegenen Marktes Poiwein.

Die Sauer-Mühle.

Jahrhunderte hindurch hieß die obere Mühle am Etschabache „Moosmühle“, sogar im Jahre 1813 tauchte noch diese Bezeichnung für sie auf. Sie wurde, als um 1700 die Familie Ruez beide Mühlen innehatte, „Obere Moosmühle“ und die bachabwärts gelegene Nachbarmühle „Untere Moosmühle“ genannt. Gegen Ende des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts änderte sich ihr Na-

me (nach der Müllerfamilie Kanzler) in „Kanzlermühle“ oder „Kanzelmühle“, auf den Landkarten wurde sie, wie schon erwähnt, irrtümlich als „Kranzmühle“ bezeichnet; noch zur Zeit ihres Betriebes nannte man sie nach einem der letzten Müller „Hauer-Mühle“ (Haus Nr. 46).

Schon im Jahre 1629 werden Hans Drögmüller und seine Ehefrau Barbara „an der Moosmühle“ als Paten im Meißlinger Taufbuch erwähnt. Das Mühlenzinsbuch führt 1635 Matthäus Burgmüller an, die Kirchenbücher berichten 1636 ebenfalls vom „Meister Matthäus Burckmüller auf der Moosmühl ux. Margaretha.“ Er hatte drei Söhne und drei Töchter, die gleich ihm und seiner Gattin evangelisch waren und 1652/54 zur katholischen Kirche bekehrt wurden. Die Müllersleute Burgmüller dürften recht beliebt gewesen sein, denn sie waren vielfach als Taufpaten herangezogen worden. — Nach Burgmüller wird ab 1653 Jakob Wolfenseder mit seiner Gattin Anna auf der Moosmühle genannt. Im Mühlenzinsbuch und bisweilen auch in den Kirchenbüchern wurde sein Name in „Mischelseder“ und „Wilsfeneder“ verzerrt. Dieses Ehepaar ward ebenfalls oft zu Taufen als Paten gebeten. — Nun scheint durch drei Geschlechterfolgen die Familie Ruez — wahrscheinlich als Erbpächter — auf der Moosmühle auf: ab 1664 Hans Ruez mit seiner Ehefrau Barbara, nach ihm Michael und Andreas. Dem Michael Ruez hatte seine erste Gattin, die er 1686 geehelicht hatte, sechs Kinder geboren, und zwar zweimal Zwillinge. Ein Sohn Thomas wurde herrschaftlicher Jäger („Hofjäger“) zu Brunn. Dem Michael Ruez schenkte seine zweite Ehefrau gleichfalls sechs Kinder, darunter wieder ein Zwillingsspaar. Er starb 1741 mit 80 Jahren. — Sein Sohn und Nachfolger Andreas übernahm von seiner verwitweten Mutter im Jahre 1751 die Mühle und heiratete Theresia Grueber aus Poinein, wo damals drei Familien dieses Namens „hausgeessen“ waren. Obwohl drei Söhne vorhanden waren, erhielt die Tochter Theresia um 1780 die Mühle, als sie sich mit Johann Kanzler vermählte. Dieser Ehebund war mit sieben Kindern gesegnet. 1813 übernahm Johann Kanzlers gleichnamiger Sohn die Mühle. Dieser war zweimal verheiratet und hatte neun Kinder. — Nach seinem Tode (1853) verpachtete die Witwe zunächst die Mühle und ehelichte im folgenden Jahre den aus Moritzreith stammenden Bauernsohn Franz Hauer. Diese Ehe sowie der von Hauer als Witwer geschlossene zweite Ehebund waren kinderlos. Er hatte eine Maria an Kindes Statt angenommen, der er, als sie 1875 Franz Hengstberger aus Felling

Nr. 20 heiratete, die Mühle übergab. Auch diese Besitzer hatten keine Nachkommen. — Sie gaben den Mühlbetrieb auf, verkauften 1901 Haus und Wirtschaft dem Franz Groß aus Taubitz und zogen sich in das benachbarte Ausnahme-Haus (Nr. 61) zurück. — Im Jahre 1915 hatten den Besitz Anton Manhart, Johann Pappenscheller und Ferdinand Wölfl gemeinsam erworben, bis im Jahre 1921 Ferdinand Wölfl alleiniger Eigentümer wurde. Im Juni 1954 hat Haus und Wirtschaft Josef Sletz aus Kornberg erworben, und Wölfl ist zu seinem in Mahrsdorf bei Horn verheirateten Sohne Leopold gezogen.

Die Zifferer-Mühle.

Die untere Mühle am Etschabach (Haus Nr. 45) führte im Laufe der Jahrhunderte gleichfalls verschiedene Namen: „Hoismühle“ (1635, 1660), „Etschmühle“ (1641), nach dem Müller Kirninger „Kirnmühle“ (1656), „Untere Moosmühle“ (1753, 1764) und ab 1825 (nach dem neuen Besitzer) „Zifferer-Mühle.“

Der erste bekannte Müller auf diesem Hause ist Simon Kirninger, von dem das Ratsprotokoll der Marktgemeinde Poiwein berichtet, daß er im Jahre 1629 mit dem Müller auf der oberen Mühle, Hans Trözmüller, einen Grundstreit hatte, der vom Marktrichter Andreas Fischer geschlichtet wurde. — 1635 wird Elias Rumpfmanr genannt, der 1651 im Sterbebuch als Marktrichter von Poiwein bezeichnet wird. — Nach Rumpfmanr nennt das Mühlenzinsbuch als Müller Georg Neunziger. Der nächste Müller auf der „Etschmühle“ war Georg Kirninger, vermutlich ein Sohn des Simon. Auch er scheint mit seiner Ehefrau Magdalena wie sein Nachbar auf der oberen Mühle im Verzeichnisse der „Neubefehrten“ von 1654 auf. Die Mühle wurde nun des öfteren „Kirnmühle“ bisweilen (1660) auch noch „Hoismühle“ genannt. Kirninger, dessen Name manches Mal auch „Rhühninger“ und „Rhienmanr“ geschrieben wurde, dürfte bereits bei Rumpfmanr als Müller gedient haben, da ihm 1641 seine Gattin Magdalena in der „Etschmühle“ einen Matthäus geboren hatte; Taufpate war Matthias Purckmüller von der (oberen) „Moosmühl.“ — Für die folgenden zwei Jahrzehnte versagen die Quellen; das Mühlenzinsbuch wurde nicht mehr geführt, und die Kirchenbücher setzen erst im Jahre 1680 wieder ein. — Im Jahre 1696 heiratete Ambros Ruez, ein Sohn des Hans und der Barbara Ruez von der benachbarten oberen Mühle, die Witwe Maria Magdalena nach dem Bader Thoma Pacher von Moritzreith. — Im Jahre seines Todes (1746) — er wurde 84 Jahre alt — verheiratete sich seine Tochter Anna

Maria mit dem Müllersohn Leopold Anthofer von Raspach. Das Grundbuch nennt ihn 1759 als Besitzer. — Nach seinem Hinscheiden (1777) ehelichte die Witwe den Matthias Dörr aus Eisen-graben. — Die Eheleute verkauften 1786 die Mühle dem Matthias Eberl aus Felling Nr. 6. Nachdem Eberl 1810 an Lungensucht gestorben war, führte die Witwe Johanna mit Unterstützung ihrer Kinder den Mühlbetrieb allein weiter, bis ihn 1815 ihr ältester Sohn Josef Eberl übernahm, der die Fleischhauerstochter Josefa Hoffkirchner aus Ober-Meißling als Gattin heimführte. — Im Jahre 1825 erwarb die Mühle bei der Versteigerung Michael Schirterer. — Noch im gleichen Jahre erstand sie Josef Zifferer, der aus einer alten Müllersfamilie stammte, die in Döllersheim, Raistenfeld und Gars sesshaft war und einen Matthias — genannt um 1649 — zum Ahnherrn hatte. Josef Zifferer hatte dreimal geheiratet. Von den zwei ersten Frauen hatte er zusammen zwölf Kinder. 1857 erlag er mit 60 Jahren einem Leberleiden. Drei Jahre später wurde sein Sohn Leopold Besitzer, als er Theresia Harauer aus Felling zur Gattin nahm. Von ihren fünf Kindern kamen nur zwei mit dem Leben davon: Josefa (geb. 1861) und Anton (geb. 1863). Anton Zifferer brachte dem Berufe seines Vaters keine Neigung entgegen, er wurde Uhrmacher und ließ sich in Poiwein nieder. Auch dieses Handwerk befriedigte ihn nicht. Er war ein äußerst reger Geist und wandte sich schon in den Neunzigerjahren (als Erster im Bezirk Gföhl) der Photographie zu. Um 1900 schaffte er sich, wie er ja für alle Neuerungen große Aufgeschlossenheit zeigte, ein Motorrad an, das ihm für seine photographische Tätigkeit sehr zustatten kam. Jahre vorher hatte er schon ein Hochrad („Veloziped“) besessen. Nach dem Tode des Müllermeisters Leopold Zifferer (1893) verheiratete sich seine Witwe mit Franz Ram-fauer, der den Mühlbetrieb einstellte und sich lediglich der Landwirtschaft widmete. — Im Jahre 1907 erhielt Sophie Zifferer, die uneheliche Tochter von Anton Zifferers Schwester Josefa, das Haus und ehelichte Heinrich Sinner, der aus Schönau in Mähren stammte und nun Mitbesitzer wurde. Nach dem Tode Sinners (1917) heiratete die 32jährige Witwe im nächsten Jahre Leopold Moser aus Sierndorf, der in Unter-Meißling bedienstet war. Sophie Moser nahm ein tragisches Ende, sie wurde am 15. Juli 1919 des Nachts von Unbekannten vor ihrem Hause erschossen. — Der Witwer verkaufte im folgenden Jahre das Anwesen an die Poiweiner Besitzer Johann Pappenscheller und Gustav Reigl und verzog nach Wien.

Nun wurde an der Stelle der einstigen Mühle durch eine Voivener Genossenschaft von 19 Teilnehmern ein Elektrizitätswerk errichtet, das aber nicht ganz sachgemäß gebaut worden war. Das oberflächliche Wasserrad mit einem Durchmesser von 8 m und mehrere Vorgelege nahmen einen Großteil der erzeugten Kraft weg, außerdem vereiste das Rad im Winter. Dazu kam noch, daß die Teilnehmer, da keine Stromzähler vorhanden waren, bedenkenlos ihre Glühlampen brennen ließen. Als auch noch eine Mauer einstürzte, blieb das Werk von selbst stehen. Es mußte daher im Jahre 1926 umgebaut werden. Im Jahre 1938 löste die Stadtgemeinde Krems als Besitzerin des E-Werkes Hohenstein den Genossenschaftlern die Anlage ab und legte sie still. — Die Grundstücke bei der einstigen Mühle hatte bereits 1928 der Voivener Bäckermeister Gustav Reigl erworben. Seit 1938 scheint dessen Tochter Josefa Reigl grundbücherlich als Eigentümerin auf. Zu Anfang des Jahres 1949 wanderte sie jedoch auf dem Luftwege nach New York ab, wo sie der dort verehelichten Tochter eines Wiener Bankdirektors, bei dem sie Jahre zuvor bedienstet war, nun die Hauswirtschaft führt.

Wie vielen kleineren Wassermühlen an den Flüssen und Bächen des Waldviertels durch die um die letzte Jahrhundertwende allenthalben entstandenen großen Kunstmühlen das Ende bereitet wurde, so ereilte auch die beiden Mühlen am Etschabache dieses Schicksal. Nicht zuletzt trug die geringe Nachkommenschaft oder die Kinderlosigkeit der letzten Müller ihr gut Teil dazu bei, daß die Mühlen rasch von einer Hand in die andere gingen und schließlich ihrer Bestimmung entzogen wurden. Wie in einem Roman erfüllte sich vor allem das Los der Zifferermühle und seiner Bewohner: Der letzte männliche Sproß aus einer langen Reihe von Müllerergenerationen entsagt dem altehrwürdigen Handwerk seiner Väter, des letzten Müllers Enkelkind endet durch Mörderhand neben den Ruinen der uralten Mühle, daselbst erhebt ein Kraftwerk, das aber das gleiche Schicksal wie die Mühle erfährt, und die heutige Besitzerin von Grund und Boden, wo durch Jahrhunderte ehrsame Müllerleute ihr Dasein fristeten, sucht ihr Glück in der „Neuen Welt.“

Fürwahr, das Leben selbst schreibt doch die wechselvollsten Romane!

Die Gotik in der Wachau

Von Franz Viberich

Die Wachau ist ausgezeichnet durch eine Anzahl bemerkenswerter gotischer Bauten, die die ganze Stilperiode kennzeichnen. Nicht allein sind früheste Vertreter vorhanden, auch das Ende ist durch bestimmte Erscheinungen charakterisiert, ja, viele besondere Eigentümlichkeiten, die im Ablauf der 2½ Jhd. aufgetreten sind, kann der Raum der Wachau mit Einschluß einiger benachbarter Gebiete aufzeigen. Es ist also nicht abwegig, hier die Gotik zu überschauen, ihr eigentliches Wesen, ihre Entwicklungsstufen und Sonderformen durchzuarbeiten.

In dem Augenblicke, da der Spitzbogen als eine sicherere Wölbungsform erkannt ist und dem Werkstein die Aufgabe zukommt, das Gerippe für die neue Wölbung abzugeben, wachsen die Kirchen in die Höhe, die aufgehenden Mauern werden nicht so schwer, plump und ungegliedert errichtet, wie es die Romanik gemacht hat, sondern sie werden leichter, dünner und mit Gliederungen versehen, die dort auftreten, wo die geheimen Ströme von Kraft und Last, Druck und Gegendruck, Schub und Widerstand unsichtbar, aber tatsächlich sich auswirken.

Der Spitzbogen an sich, als Doppellinie, wird Ausgangsform von tausenderlei Ziergebilden für alle möglichen Materialien. Neues Raumempfinden gebiert den Höhendrang als Ausdruck ungemein gesteigerter Religiosität. — Unter solchen Umständen mußte sich eine neue Baugesinnung entwickeln; es entstand ein neuer Stil.

Dazu einige Fragen!

Warum geht man um 1200 von der Rundwölbung ab? — Sie hat in ihrer Kulmination eine sehr gefährliche Stelle. Schaltet man diese aus und rückt die übrigbleibenden Bogen aneinander, entsteht der Spitzbogen. Die frühere oder eine größere Wölbungsbreite erhält man sofort, wenn man die beiden Wölbungschenkel von einem größeren Kreise nimmt. Man kann weiter gespannte Breiten überbrücken, wenn die Wölbungshöhe vergrößert wird. Die Schubrichtung wird dabei steiler. Dem Auseinanderdrücken der lotrechten Mauern, die die Wölbung zu tragen haben, wird beim Rundbogen der Romanik durch ausnehmend dicke Mauern begegnet. Beim Spitzbogen verändert sich der Schub zusammen mit der Last mehr und mehr in eine fast lotrechte Belastung und dort, wo diese beson-

ders stark wirkt, wird der lotrechten Mauer außen (seltener innen) ein Strebepfeiler beigegeben. Diese Pfeiler haben 2 Berrichtungen zu übernehmen: 1. das Auffangen des Gewölbedruckes und 2. die sinnvolle Gliederung der Außenwände. Diese haben ihre übergroße Massigkeit verloren, haben aber dafür dort Hilfe bekommen, wo sie besondere Kraft entwickeln müssen.

Das Zusammenströmen des Schubes und Druckes auf wenige Kraftlinien im Gewölbe hat eigentlich schon die Romantik erfunden durch die Anwendung des Kreuzgewölbes, d. i. die Durchdringung eines Tonnengewölbes durch ein ebensolches in senkrechter Richtung. Dabei hat sie aber, um die Tragfähigkeit besonders zu sichern, nach jedem Kreuzgewölbe einen Gurtbogen von Mauer zu Mauer gespannt. (In den Seitenschiffen der ehem. Minoritenkirche in Stein sind sie viermal im nöl. und zweimal im söl. Schiff zu sehen. Die anderen 2 und 4 Joche haben gotische Form, also keine Gurtbogen). Mit der Gotik tritt an die Stelle der Tonne das fieförmige Spitzbogengewölbe und aus dem Kreuzgewölbe entsteht mit besonderer Verstärkung der Grate durch die steinernen Rippen das Kreuzrippengewölbe. Also, zur Unterscheidung der beiden Formen sind zwei Eigenschaften zu beachten: 1. der spitzbogige Querschnitt der Gewölbe und 2. die Versteifung der Gewölbekanten durch die steinernen Rippen. Dazu aber kommt noch ein Drittes; die sich überquerenden Rippen müssen an ihrer Kreuzungsstelle in der Wölbungsfulmination den sogenannten Schlußstein erhalten, damit er mit seiner stöpselartigen (konischen) Form die Rippensteine nach außen und unten zu den Mauern, Pfeilern oder Säulen drückt. Eine zweite Art der Schlußsteine hat an den runden Kern strahlenförmig kurze Rippenstücke in der erforderlichen Zahl und Form angearbeitet, so daß sich die von unten und in den bestimmten Richtungen kommenden Rippen genauestens anschließen können (Museum Krems). Beide Arten tragen auf ihrer Unterseite in vielen Fällen verschiedene Zier (Blüten- und Blattrosetten, Wappen, Tiere, den Kopf des Heilandes oder das Osterlamm . . .) oder die Kreißflächen sind glatt oder überhaupt nicht zu bemerken, da die Schlußsteine von oben herab zum Teil nur versenkt sein können.

Geben die steinernen Rippen, die freistehenden Säulen oder Pfeiler allein durch ihr Dasein die Richtung des Lastens und Tragens an, so hat die Gotik innen den Mauern auch vielfach jene Ausstattung gegeben, die wieder wie bei den Strebepfeilern die zweifache Aufgabe der Flächengliederung und der Darstellung der be-

sonderen Kraftleistung anzeigen und erfüllen, nämlich Wandverstärkung in Form von Wandpfeilern (Piaristenkirche und ehem. Dominikanerkirche Aremś), Diensten und Eisenen über gewisse Höhen der Innenwände. Sie sind vielgestaltig und gleiten über die Wände bis zum Boden, zu Konsolen, zu rundumlaufenden Gesimsen oder Kragsteinen in verschiedenen Höhen oder die Rippen schwingen sich ohne besondere Kennzeichen aus der lotrechten Wand zur Gewölbehöhe empor.

Hat die romanische Bauweise den viereckigen Pfeiler und die Rundsäule bevorzugt, so werden jetzt quadratische Pfeiler, solche mit 6 oder 8 Seiten, Bündelpfeiler, aber auch schlanke Säulen (Scheibbs, St. Valentin, Burgkirche in Wr. Neustadt, Hallstatt . . .) verwendet. Wie sinnvoll bei der Konstruktion dieser freistehenden Stützen vorgegangen worden ist, zeigt sich z. B. bei den Bündelpfeilern der Piaristenkirche in Aremś, bei denen sich aus jedem Dienst der Pfeiler je ein Rippenbogen des Gewölbes entwickelt. Wieder haben diese Pfeiler mehrere Verrichtungen übernommen: 1. das Tragen, 2. sie gelten als Zusammenfassung aller im Gewölbe vorhandenen Rippen, 3. durch ihre Kanten, Dienste und Schattenstreifen betonen sie die Raumhöhe.

Daß in der Vielfalt der Pfeilerformen Entwicklungsreihen liegen, ist klar. Leicht ist eine solche bei den Rippen zu verfolgen. Die älteste und einfachste Form zeigt rechtwinkligen Querschnitt (bei den Arkadenbogen der Minoritenkirche in Stein und im Hauptschiff von Heiligenkreuz), 2. ebendort in Stein im Hauptschiff die Abschrägung der sichtbaren Unterkanten, 3. die Aehlung der Fasen (im Hauptschiff der ehem. Dominikanerkirche in Aremś), 4. die kreis- oder birnförmige Gestaltung der Unterseite (Piaristenkirche in Aremś und in vielen anderen Kirchen), 5. Längserbungen. . . Das Entspringen der Rippen aus der Wand oder das Stützen erfolgt ebenfalls in verschiedenster Weise: 1. ohne besondere Merkmale (Königswiesen), 2. durch eine kurze Stufe (St. Valentin), 3. durch einen oder zwei kurze Bögen (letzteres in den Seitenschiffen der Minoritenkirche in Stein), 4. durch Konsolen (ebendort im Hauptschiff), 5. mittels Kapitäle verschiedenster Formen (ebendort im Langchor), 6. diese Konsolen haben oft die Gestalt eines kurzen Gesimsstückes (Heiligenkreuz, Manf).

Das einfache Kreuzrippengewölbe als deckendes und auf das unumgänglich Notwendigste an Rippen beschränkte Gebilde (Diagonal- oder Kreuzrippen, Joch- und Querbogen), die Gewölbedreiecke oder Zwickel umgrenzend, erfuhr mit der Zeit eine Be-

reicherung durch die Stern- und Netzgewölbe. Die Sterngewölbe erschienen kurz vor 1300; das älteste in Niederösterreich ist jenes von der Pfarrkirche in Hollenburg. Finden sich die Sterngewölbe fast ausschließlich in den vieleckigen Chorabschlüssen, so breitet sich das Netzgewölbe über die großen Gewölbeflächen, meist der ganzen Kirche aus. Ist das Sterngewölbe die logische Folgerung der vieleckigen Ueberwölbung des Hochaltarraumes, so ist das Netzgewölbe in seinen Formen eine schmuckfreudige Bereicherung weit über das Notwendige hinaus, namentlich im 15. und 16. Jhd., als sogar geschlungene Rippen im Hängenden angebracht wurden (Manf, Göß, Königswiesen, St. Peter in der Au . . .). Damit zeigt sich die Loslösung der Rippen von ihrem eigentlichen konstruktiven Zweck. Die reine Rundwölbung ohne die tragenden Rippen bricht sich mehr und mehr Bahn, auch bei weiten Ueberspannungen, und in die Zeit der Renaissance rettet sich die Rippe als reines Zierelement in der Form von Mörtelgraten (Krems, Dreifaltigkeitsplatz Nr. 2, Schloß Pottschach, Laas in Kärnten, Kirchengewölbe . . .) und als Vorahnung der Stuckdekorationen des Barocks.

Sind in der Kapelle der Ruine Starhemberg im südlichen Wienerwald alle Rippen, aber ohne die herausgewitterten Zweifel heute noch als sonderbares Skelett zu sehen, so fallen an anderen Orten Rippenstücke von den Wölbungen, ohne daß diese zum Einsturz kämen. Sonderbar ist es auch, daß bei manchen Wölbungen der gotischen Zeit, namentlich bei Kapellen und kleineren Kirchenhören, die Rippen aus gebrannten Tonformen mit Querschnitten wie bei steinernen Rippen bestehen (Ursulakapelle in Krems, Kapelle in Förrthof bei Stein, Chor der ehemaligen Klarissinnenkirche in Dürnstein . . .).

Den Spitzbogen verwendet die Gotik nicht allein bei großen Einwölbungsflächen über große Räume, sondern auch bei Türen, Pforten, Toren und Fenstern in allen möglichen Formen, bei den Maßwerken der Fenster, bei Brüstungen und bei den Fensterrosen (die Kirche in Imbach hat das älteste Radfenster in Oesterreich; die ehem. Klarissinnenkirche in Dürnstein dürfte zwei solche in der Westwand unter dem Nonnenchor gehabt haben).

Pfeiler, Säulen und die daraus entspringenden Rippen erscheinen uns als etwas organisch Gewachsenes (viel mehr als die Blätterkapitäle der griechisch-römischen Bauten), schließlich sind sie es ja auch. Es ist daher nur natürlich, wenn der gotische Steinmetz Säulen oder Fensterumrahmungen (Spitalkirche in Krems) wie ein Astwerk formt, die Kreuzblume auf Gialen und Strebepfeilern

(Biaristenkirche in Krems) wie einen vierteiligen Baummwipfel aufsetzt, Kapitäle wie ein durchbrochenes Laubwerk gestaltet und Bogen und Fialen mit eigentümlich geformten Blättern (Krappen) besetzt (Portale der Spital- und Biaristenkirche in Krems . . .). Die Wasserspeier, Teufelsfräsen Tierköpfe und anderes Zierwerk, namentlich an den großen Dömen, zeigen die Vorliebe für die Nachahmung von Naturgebilden. Anderseits stecken dahinter alte heidnische Vorstellungen wie bei den Fräsen in der Biaristenkirche in Krems oder bei den 7 Hasen vom First der Kirche in St. Michael in der Wachau.

Diese Zierformen fallen aber in der Gotik besonders auf, da sie in völligem Gegensatz zu den anderen, ganz abstrakten Zierformen (Spitzbogen, Drei- und Vierpaß, Fischblase, Maßwerk, Stabwerk . . .) stehen, die bei manchen Kirchen alles Naturalistische ausschließen, sie gar nicht aufkommen lassen.

Hierher gehören auch jene Rippen- oder Stabwerküberkreuzungen, wobei die Endigungen kurz nach der Kreuzungsstelle wie abgeschnitten erscheinen (Biaristenkirche in Krems . . .). Diese Eigentümlichkeiten im Steinbau können nur als Erbe des einstigen Holzbaues aufgefaßt werden. Beim Holzbloßbau (Almhütten, Stadeln im Gebirge . . .) müssen die Enden der Stämme, die sich Lage für Lage an den Bauecken kreuzen, über ihre Verbindungsstelle 15 bis 20 cm hinausragen, damit die Kerbe der Zusammenfügung nicht durch Abspaltung ihren Halt verliert.

Uebrigens sind viele Erscheinungen des Steinbaues auf den älteren Holzbau zurückzuführen. Anknüpfend an das Kreuz- oder Kreuzrippengewölbe taucht die Frage auf: Woher leitet sich jene Bauform ab, die in der Mitte eines viereckigen Raumes einen Pfeiler oder eine Säule zur Unterstützung des Gewölbes hat? In der einfachsten Form handelt es sich dabei um die Gruppierung von 4 Kreuz- oder Kreuzrippengewölben, die um eine gemeinsame Mitte gereiht sind. Sie bedecken eine viereckige Raumform, auf deren Mittelpunkt eine Säule oder ein Pfeiler steht (Refektorium des ehem. Minoritenklosters in Stein, Rittersaal der ehem. Burg Dürnstein, Lagraum des Bürgerspitals in Steyr mit einer wunderbaren romanischen Marmorsäule . . .). In Profanbauten wurden solche Räume bis weit in die Neuzeit hinein nach oben mit einer Holzdecke abgeschlossen. Vor der Erfindung des Kreuzgewölbes und seiner vierfachen Aneinanderreihung mußte man dazu Holz verwenden. Ein Holzständer, rund oder vierkantig, wurde in

der Mitte des Fußbodens aufgestellt und auf ihn ein schwerer Baum von einer Wand zur gegenüberliegenden gelegt (Unterzugbaum); durch ihn war das große Viereck in zwei halb so breite Rechtecke zerlegt. Ueber diese legte man von den anderen zwei Mauern bis zum Baum Holzbretter oder Balken und der Raum hatte seine Decke. Um der Brandgefahr auszuweichen, fand die Einwölbung, namentlich seit dem 12./13. Jhd. immer größere Verbreitung; Kirchen, Rathausäle, Burghallen usw. wurden durch die Einwölbung feuerficher gedeckt, wobei man sich zum Teil an die Art der hölzernen Decken hielt und bei 4 Kreuz- oder Kreuzrippengewölben in die Mitte eine meist schön verzierte Steinsäule stellte.

Die Aneinanderreihung solcher Einsäulenräume ergab dann die oft verwendeten zweischiffigen Kirchen oder festlichen Hallen mit einer Säulenreihe durch die Längsmitte. Die Kirche in Imbach und jene in Böggstall zeigen dieses System. Auch die ehemalige Klarissinnenkirche in Dürnstein war eine solche nur mit einer Säulenreihe durch die Mitte. Schon die romanische Zeit hatte diese Art der Einwölbung von nicht zu breiten Räumlichkeiten geübt. In der Gotik kommt aber zur so gebauten Kirchenform noch die besondere Höhenentwicklung hinzu. Kirchen mit solch einer Säulen- oder Pfeilerreihe dürften ihre unmittelbaren Vorbilder in Frankreich (Agen, Paris, Toulouse . . .) gefunden haben und in Schenne bei Meran stand die erste solche Kirche im alten Oesterreich aus der Zeit um 1200. Im allgemeinen befriedigt eine solche zweischiffige Kirche nicht, aber sie scheint im Volksbewußtsein zu wurzeln; denn ihr Urahne ist der germanische Herdraum mit der fast heilig gehaltenen Firstensäule, deren Beschädigung strenge bestraft wurde. Die Bettelorden, die gerne an Volksüberlieferungen anknüpften, bauten Kirchen in dieser Art gerne.

Die Höhenentwicklung im Vergleich zur Kirchenbreite bekommt ihren Antrieb aus der geistigen Verfassung der damaligen Zeit und ist ein Beweis dafür, daß nicht allein neue Baumaterialien oder technische Neuerungen einen neuen Stil schaffen, sondern daß auch Veränderungen in der geistigen oder seelischen Haltung der Menschen als stilbildendes Moment mitwirken müssen.

Bei der ehemaligen Klarissinnenkirche in Dürnstein ist das Verhältnis von Breite zur Höhe wie 1:2, in Aggsbach Dorf schon 1:2.1, ebenso in der Josefskapelle von Imbach, das Mittelschiff der Stiftskirche in Zwettl zeigt 1:3, der Chor von Heiligenkreuz 1:3.4, das Langhaus von Imbach 1:4, die Seitenschiffe von Stift Zwettl sogar 1:5.

Dieses über das gewohnte Maß hinaus gesteigerte Bauen hat seine geistige Ursache. Steht der Romantiker mehr oder weniger einseitig im Zeichen der Christianisierung, also der Einführung großer Menschenmassen in die christliche Lehre, der Katechese, und vergleichbar mit der Anlage eines Gartens dem Säen, Pflanzen, dem Hegen und Pflegen, so bringt die nachfolgende Zeit der Gotik schon Früchte hervor, die ihr Gedeihen teils aus dem Werden der Städte mit ihrem Bürgertume herleiten, anderseits haben sie ihre Ursache in einer aus Unheil und Not entstandenen Himmelssehnsucht, Schulderkenntnis und Sühnebereitschaft. Der Blick der Menschen hebt sich dem Himmel entgegen, nach oben als dem einzigen symbolisch genommenen Orte, von wo nicht allein jedweder Segen als auch die Rettung aus allen Lebensnöten kommen kann. Darum wachsen die Kirchen in die Höhe und die Türme überbieten sich gegenseitig in ihrem Streben, Himmelshöhe zu erreichen. Darum mehrt sich in den gotischen Kirchen nach oben hin der Reichtum an Zier und Vielfalt, darum entschwindet dem Andächtigen das Gefühl für die Belastung der Säulen und darum ist dem Gotiker die nach oben sich verlierende Votrechte zum Symbol seines Glaubens und Bauens geworden. Wenn der Ägypter den oberen Bauteilen eine unheimliche Last zuteilt, entkörperert der gotische Mensch gewissermaßen die Last. Er vermehrt bildlich genommen die sich von unten nach oben stemmende Kraft, um die oben liegende Last vergessen zu machen. Auch bei seinen plastischen Gestalten zwingt die gotische Bildhauerei den Blick nach oben; dort ist das, was sich endlich klar entfaltet, dort wohnt der Ausdruck, die Geste, das wertvolle Wort, also ganz anders wie beim Griechen, dessen Gestalten auf und auf ihre Sprache sprechen.

Noch eine Eigenschaft haben alle Bauten und auch andere Gegenstände, die die Gotik geschaffen hat. Alle sind materialgerecht. Die Gotik verwendet den Stein dort, wo der Stein hingehört. Ihr fällt es nicht ein, polierten Marmor vorzutäuschen, wo kein echter Marmor vorhanden ist. Sie baut auch keine Scheinstockwerke auf, wo nur Dachbodenräume dahinterstecken. Es kommt ihr nicht in den Sinn, mit den von Natur aus geraden Holzstämmen Zwiebeltürme mit gebauchten und eingeschnürten Formen zu schaffen. Ihr ist der Turm etwas Ehrwürdiges, aber kein Spiel.

Die Höhenentwicklung der gotischen Kirchen hat ihre zweite Ursache in der Umbildung der flachgedeckten Kirchenräume in solche mit Einwölbung. Wenn eine abgebrannte Kirche eingewölbt werden sollte, mußten die Außenmauern, die trotz des Brandes ja doch

in ihrer anfänglichen Höhe stehen geblieben waren, mindestens um die Wölbungshöhe erhöht werden; denn die auf den Mauerbänken aufliegenden Träme durften die Wölbungsflächen aus Sicherheitsgründen nicht berühren. Schon diese notwendige Erhöhung der Außenmauer und die Streckung der Fenster ließen die Kirche bedeutend stattlicher erscheinen.

Eine weitere Ursache für das Höhenwachstum der gotischen Kirchen lag auch in der Schaffung einer neuen Kirchentype, nämlich der Hallenkirche. Schon 1230 bekam die Stiftskirche von Vitenfeld einen Chorbau, bei dem unter anderem die Pfeiler so hoch gebaut wurden, daß sie bis zum Gewölbe des Mittelschiffes reichten und also die Seitenschiffe mit in die Höhe nahmen. 1295 erhielt auch die Stiftskirche von Heiligenkreuz eine ähnliche Chorhalle. Schließlich fing man in Wien 1304 an, die Stefanskirche zu verlängern und es entstand hier jener wunderbare, mit hohen Pfeilern ausgestattete Ostchor, der noch heute steht und der zum Muster für viele Kirchen in Oesterreich wurde. Der Typus dieser neuen Hallenkirchen mit seiner gleichen oder fast gleichen Höhe in allen drei Schiffen, dem erhabenen Raumgefühl, das er erweckte, seiner Weiträumigkeit und Lichtfülle brachte es mit sich, daß die alte Basilikaform in die Minderzahl geriet. In unserem kleinen Gebiet stehen heute den 9 Basiliken (von denen 2 außer kirchlichem Gebrauche stehen und 2 in ihrem Bauern stark verändert sind), 10 Hallenkirchen gegenüber (eigentlich sind es Staffelfkirchen, da die Gewölbehöhe der Seitenschiffe meist nicht ganz die Mittelschiffhöhe erreicht). Die Marienkirche kommt an das Muster einer echten Hallenkirche am nächsten heran.

Bei der Schaffung dieser neuen Kirchenbauform ist nicht allein innen eine wunderbare Gleichförmigkeit und Harmonie erzeugt, — auch außen, denn die Dreiteilung der Basilika-Dachform (das höhere, zweiseitige Mittelschiffdach und die 2 sich an die hohen Seitenwände des Mittelschiffes anlehnenen Pultdächer der Seitenschiffe) ist verschwunden und alles unter einen Dachhut gebracht.

Durch dieses hochgelegene einheitliche Dach ist aber auch erreicht, daß die jetzt hohen Fenster eine bedeutend bessere Belichtung aller Kirchenräume ermöglichen.

Die oben genannte Marienkirche, erbaut in der Zeit zwischen etwa 1450 und 1503, in leicht bemerkbarer Anlehnung an die Stefanskirche in Wien, beweist, daß ein Baugedanke, der schon 200 Jahre früher aufgenommen worden ist, in vollkommener Frische weiter bestanden hat.

Manche Kirchen machten bei den Fenstern noch eine Neuerung nach dem Muster nordfranzösischer Kathedralen mit. Man verbreiterte die Fenster so, daß zwischen ihnen nur mehr Mauerpfeiler übrig blieben und jede Wandentfaltung ausgeschaltet wurde. Das schönste Beispiel dafür in unserer Gegend ist die Katharinen- oder Josefskapelle der Kirche in Zumbach. Fast erreicht wurden die Vorbilder in dieser Hinsicht auch beim Ostchor der Marienkirche, der dem Bau der übrigen Kirche weit vorausging und schon 1457 geweiht wurde. Doch wird hier der Eindruck beeinträchtigt durch die Vermauerung der Nordfenster des Chores durch die Jesuiten, die nach 1616 den Oratorienbau der Kirche anfügten.

Von den vielen Blendarkaden (im Chor der Zumbacher Kirche, ebenso in der Kastenkapelle von Dürnstein), Signisken (Göttweigerhofkapelle in Stein, Gerolding, Kapelle in Förrthof), Sakramentshäuschen (Spitalkirche in Krems, Maria Laach, Heiligenblut . . .), Totenleuchten (Spitz, Mauer . . .), gotischen Marterln und Wegkreuzen, gotischen Altären (Maria Laach, Museum Krems) wäre noch manches zu sagen. Besonders erwähnt seien aber die Anzeichen der einstmaligen bestandenenen Nonnenchöre in Zumbach und Dürnstein, und, was heute eine besondere Seltenheit ist (Halberstadt), die Spuren eines in der Klarissinnenkirche von Dürnstein einst bestandenenen Letners (Kapellenreihe vor dem Triumphbogen).

Eine auffallende Erscheinung zeigt die Pfarrkirche in Spitz: Sie knickt beim Ansatze des Chores an das Langhaus links ab, so wie auch die Kirche in Meran und die Spitalkirche in Oberwölz es tut, während Maria am Gestade in Wien sich leicht nach rechts wendet. (Schluß folgt.)

Die Melodie der Heide *)

Von Ernst Bircher, Krems

Die blühende Heide ruft mich und ich gehe. Schon aus weiter Ferne kann ich sie erkennen. Lieblich ist sie über das hügelige Gelände der Heimat hingebreitet. Ich steuere in sie hinein, denn dort weiß ich einen Stein, auf dem man so bequem sitzt wie in einem Lehnstuhl. Man überblickt von ihm aus die ganze Heide und kann ihr Leben und Treiben mit hohem Genuße beobachten. Liebfosend umfängt sie mich mit ihren Blütenarmen und trägt mich in ein Traumland hinüber. Da wiegen und neigen sich die blauen Köpf-

*) Heide an der Sandlstraße bei Krems

chen der Berg-Tafionen im heiligen Gottesodem des Frühlings. Dieses Wiegen und Neigen wird mir gar bald zum Rhythmus einer unendlich süßen Melodie, die über die Heide geht. Nur mit der ganzen Seele kann man sie hören, und nur dann, wenn man um alle Geheimnisse der Heide weiß. Da vernimmst du das liebe-liche blaueidene Liedchen, das die kleinen Glockenblümchen dank-
bar zum Himmel läuten, und die feinen Trillerchen, die der Flü-
gelschlag der Blaufalter erklingen läßt. Durch den reißenden Flug
eines Habichts will ein schriller, drohender Ton in die Melodie der
Heide kommen, seine Wirkung aber findet durch das weiche Wo-
gen eines Fluges Brachpieper bald erlösende Entfrästung. Die gel-
ben Blüten des Mauerpfeffers strahlen wie kleine Sterne der
Sonne entgegen, als wollten sie sagen: „Wir danken dir, daß du
uns durch dein Licht und deine Wärme Sein und Leben gäöst. —
Schenktest du uns deshalb die Farbe deines lieben Antlitzes, da-
mit wir das nie vergessen?“ Da schickt die Sonne als bejahende
Antwort einen leisen, sanften Windhauch über die blühende Heide,
der Tausende von Blütenstaubkörnern verschiedener Heidegräser
in Bewegung bringt. Sie treten ihren Hochzeitsflug an und sen-
ken sich während auf die verlangend aus den Grasblüten vorge-
streckten Narben, um ihnen die Erfüllung zu bringen. Der schwe-
bende Blütenstaub verursacht ein wundersames Tönen, das aus
der Ewigkeit kommt und das heiße Verlangen aller Heidefinder
nach Erfüllung weckt. Da rufen nun alle Blumen mit ihren schön-
sten Farben nach Bienen, Hummeln, Käfern und Schmetterlingen.
Bald geht ein tausendfaches Summen und Schwirren über die
Heide. In dieser Maiblume sitzt ein Blütenkäferlein, mit Blüten-
staub über und über bedeckt, auf jener Anthusdistel turnt ein
Flieglein herum, dessen Goldglanz fast das Auge blendet. Mit prall
gefüllten Höschen fliegen die Bienen heimwärts. Ihr Flug ist
schwankend, denn die Last des Blütenstaubes ist kaum noch zu be-
wältigen. Große bunte Hummeln brummen im tiefsten Baße von
einem Meerköpfchen zum anderen. Der Taubenschwanz trinkt voll
Bonne den Göttertrank, den ihm Stein- und Heidenellen kreden-
zen. Heu- und Muroafalter, Kohl- und Senfweißling, Resedaweiß-
ling und Schachbrettfalter flattern bunt durcheinander, machen
auf dieser oder jener Blüte Rast, rollen behende ihre Rüssel auf
und versenken sie schleunigst in die Nektarquellen, die dort reich-
lich für sie fließen. Ebenso häufig kehren Tagpfauenaugen, Distel-
falter, Admirale und verschiedene Perlmutter- und Schmetterlinge
in diese gastlichen Stätten ein, und majestätisch ziehen Schwalben-

schwanz und Segelfalter über die Heide hin. Die schönen Raupen des einen leben auf verschiedenen Doldenpflanzen, die des Seglers nähren sich von den Blättern der Schlehdornblüthe am Rande der Heide. Einen königlichen Anblick bietet ein Apollo, der schönste unserer Tagfalter, der auf den Blüten einer Wilden Möhre seine Flügel weit ausbreitet. An den Felsblöcken, die dort und da in die Heide gestreut sind, sonnen sich herrliche Smaragdeidechsen, der Raum über der Heide aber ist erfüllt von dem süßen Schläge der Heidelerchen.

Alle diese bunten Farben und lauten Geräusche kann jeder mann wahrnehmen, unsichtbar aber bleiben die Saiten, die auch die kleinste Lebensäußerung jeglicher Kreatur anklingen läßt, und mit dem Ohr nicht zu erfassen sind ihre zarten Schwingungen. Es sind die Saiten der Ewigkeit, die da erklingen. Ihre Töne kann nur der Wissende mit der Seele aufnehmen, deshalb hört auch nur er die wirkliche Melodie der Heide. Sie beginnt als unendlich süßes Auferstehungslied im Frühling, wenn Hunderte von rot-violetten Orchideen über die Heide hinflackern und Ginster und Goldregen wie züngelnde Flammen den Heiderasen durchziehen, und wird im Laufe des Sommers zum gewaltig rauschenden Hymnus an den allmächtigen Schöpfer dieser wunderbaren Natur. Der Herbst läßt sie abklingen zum wehmütigen Scheideliied, und wenn der Zauber der Weihnachtszeit um die einsame Heide webt und das Christkind sachte darübergeht, dann rauschen die Winterstürme in den wenigen Niefen der winterlichen Heide einen feierlichen Choral, der in einem einzigen, todernten Akkord fortklingt bis zur frohen Auferstehung der Heide.

Ich bin glücklich darüber, daß ich die Wunder der Heide mit allen meinen Sinnen und mit der ganzen Seele aufnehmen darf und kann. Der Himmel meines Glückes wird aber bald von düsteren Wolken verdunkelt, die mir die Sonne gar nicht mehr so recht leuchten lassen wollen, denn allzu schmerzlich berührt mich der Gedanke, daß mir eines Sommers die Heidelerche das letzte Lied singen wird, ein Lied zum Abschied für immer.

Wie schön wäre es, in der Heide begraben zu sein! Ohne Hügel und ohne Stein, nur zugedeckt von tausend lieblichen Heideblumen und umflutet von der ewigen Melodie der Heide.

Waldviertler Bauernbriefe

Mitgeteilt von Karl Höfer, Krems

Unsere meisten Waldviertler Bauern, aufgewachsen in einem strengen Klima und in harter Arbeit dem kargen Boden das tägliche Brot abringend, haben sich in heißer Heimatliebe, in enger Verbundenheit mit der Natur und in festem Gottvertrauen ein gutes Herz und ein weiches Gemüt bewahrt.

Küsten sie manchmal verschämt die raue Schale, so kann man den guten Kern sehen und man staunt über die Gemühtiefe, die diesen anscheinend einfachen Leuten innewohnt, wie die unten wiedergegebenen Briefe einer heute 70jährigen Bäurin zeigen:

Februar 1932. Schwere Stunden.

Kummer- und sorgenvoll hielt ich Nachtwache am Krankenbett meines Gatten. Sehr schwer kam mir das Kreuz vor zu tragen und dachte nicht daran, daß das Kreuz des Heilandes noch viel, viel schwerer gewesen. Der unerwartete schnelle Tod unseres Großvaters, meines Schwiegervaters (dem ich vielen Dank schuldig bin), die gleich darauf folgende Krankheit (Lungenentzündung) meines Mannes — Geldmangel — Futtermangel, Zahlungsschwierigkeiten, Ausgaben viel, Einnahmen keine, das Befinden des Mannes, des Familienernährers — zwischen Leben und Tod; — da ward mir, als ob ich zusammenbrechen müßte. — Dieses so jählings hereingebrochene Schicksal, fast raubte es mir den Atem. Da trat ich hinaus vor die Tür in den Hof, eine kalte, sternhelle Winternacht, blickte auf zum Himmel und faltete die Hände: „Vater, in den Himmelsauen, auf Dich will ich fest vertrauen, — soviel weiß ich, Herr, daß Du mir nicht mehr auferlegst auf meine schwachen Schultern, als ich ertragen kann; doch gib mir auch die Stärke und die Geduld, das Kreuz zu tragen.“ Dann ging ich wieder hinein in die Stube zu meinem Kranken und es war, als ob es schon viel leichter wäre um mich her. Und es wurde wieder besser und wieder recht. Es dauerte zwar lange Wochen bis der Vater, bzw. Gatte wieder arbeiten konnte, doch mit der Zeit ist alles besser geworden

Pfingstsonntag 1932.

Stille Stunden! Alles ging zur Vesper nach Unserfrau, Vater und Kinder. Ich blieb allein. Ich trat hinaus vor das Tor des Hofes. Vor mir stand ein Apfelbaum in seiner Blüte, wie ein Brautbukett, der ganze Baum ein weißer Strauß. Herrlich! Ich stand eine Weile und betrachtete diese Pracht. Kein Lüftchen rührte sich,

fein Blättchen bewegte sich, sogar das ekelhafte Rattern der Motorräder war auf ein Viertelstündchen verstummt. Nur die Bienen in den Blüten summten und ein Finklein tummelte sich am Baum herum, um Ungeziefer zu fangen. Drunten über einem kleinen Abhang erhob sich der Stamm dieses Baumes, ein kleiner Graben nebenbei, ein Stücklein oberhalb ein kleines Stauwerk, das als Waschstatt dient. Wie leise heute das Wasserlein herunter plätschert über das Bett! Viel ruhiger als sonst, — sagte ich mir. Ich blicke auf; hoch oben am Himmel weiße Schäferwolken, schön geformt — festtätig, fast ruhig stehen sie oben auf dem großen Himmelsgewölbe, als ob sie stille stehen müßten, aufschauend, horchend, ob es denn nicht Widerhall gäbe auf Erden vom heiligen Geiste? So stand ich lange, versunken in Gedanken vor diesem blühenden Apfelbaum, vor diesem Prachtwerk des großen Schöpfers, vor dieser wunderbaren Schönheit der Natur, umfungen von dieser Feiertagsstille, und lauschte und horchte. O Gott, wie groß und hehr bist Du, Du ewige Gnadenquelle

Fronleichnamstag 1932.

Stille Stunden! Mich traf diesmal das Zuhause bleiben. Weil unser Heim bereits 1 km vom Ort entfernt ist, so ist es eingeführt, daß immer jemand zuhause bleiben muß an Sonn- und Feiertag. Also kam die Reihe an mich. Nach verrichteter häuslicher Arbeit begab ich mich zu einer Andacht vor dem kleinen Marien-Altärchen, vor dem ich ein Dellämpchen anzündete. Glockengeläute aus einer benachbarten Kirche war zu hören, draußen auf dem Gartenzaun oder auf einem Baume sangen oder vielmehr zwitscherten zwei Ammern in gleichmäßigen Abständen ihre Weisen, gleichsam als ob auch die Schöpfung der Natur in dieser feierlichen Stunde des Fronleichnamsfestes ihren Herrn und Gott preisen möchte. Ein sanfter Ostwind trug den feinen Duft des im Garten stehenden Glieders — Hollerstaude genannt, durch das offene Fenster herein in die Stube. Ueberall weht Gottes Hauch. Und aus weiter Ferne drangen die Böllerschüsse an mein Ohr, als ob sie aus der Ewigkeit herüber kämen. Das war so feierlich, so rührend, und: „mein Heiland, beschütze unser schönes Oesterreicherland, beschütze Dein Volk“ — war meine Bitte

1933. Unvergeßliche Plätzchen.

Am Fuße der „Reiten“ befand sich ein kleines, aus Steinen erbautes Häuschen, „Haarstube“ genannt. Sie diente zum Glachsdörren im Herbst, wenn die Feldarbeiten beendet waren. Da sich unser Großvater auf den Glachsbau stark verlegte, so wird er auch

die Haarstube, im Volke so genannt, erbaut haben. Unser Großvater hatte ja bei den Glachsausstellungen in Zwettl einigemale den 1. Preis bekommen, so hat uns Mutterl erzählt, wenn sie uns die Freude machte, uns die Dufaten besehen zu dürfen, die der Großvater als Prämie erhalten hatte. Also das war auch ein liebes Plätzchen! Wenn wir Schafe weiden mußten auf der Reiten und es regnete, so benützten es wir als Unterstand, denn es war neben dem Ofen (wie ein großer Backofen) auch ein Vorräum gebaut, wo man die Glachsarbeiten verrichten konnte. Im Winter wurden dann verschiedene Geräte dort aufbewahrt, wie Pflüge, Eggen, Aleeestecken, Wagenteile usw. An der Seite gegen den Berg stand ein Kirschbaum, den wir auch nicht unbesucht ließen, denn das Kraxeln war uns ja ein Vergnügen, besonders zur Zeit der Kirschenernte. Da gab es oft so einen Eifer dabei, daß wir es manchmal nicht gleich bemerkten, wenn unsere Schäfchen zu „Deserteuren“ geworden waren und sich über fremdes Eigentum wagten, was uns dann immer zu schnellen Reinen verhalf. Und dann schmiedeten wir auch so manche Pläne in diesem Häuschen. Wir 3 Schwestern wollten hier einmal ein Einsiedlerleben führen. Ja, was Kinder doch für Fantasien haben! Man brauchte nur ein Geschichtlein lesen und man schwärmte schon dafür.

Diese schöne, sorgenlose, freie Kinderzeit, wo es noch keine Schattenseiten gibt, nur Sonnenschein, wolkenlosen blauen Himmel, gedeckten Tisch, einschläft, wo man sich hinstreckt, wenn es auch eine harte Bank ist, ist alles gleich . . .

1. Mai 1933. Mein Vater.

. . . Obzwar er ohnehin fast jeden Tag aufs Feld kam zur Arbeit, ging er doch recht gerne am Sonntag früh ein Stücklein hinaus auf das Feld, um die schöne Natur zu schauen, im Stillen zu bewundern, zu genießen. So lebt und stirbt der Bauersmann. — „Arbeiten, als ob man ewig da bliebe — beten, als ob es jeden Tag zum Sterben wäre“ — so sagten unsere Eltern und Großeltern öfters lächelnd zu uns Kindern. Das merkt man sich. Auch strenge Regeln gibt es im Bauernstand, welche ich auch noch von unseren Eltern her weiß. „Wer im Heugat nit gobelt, im Schnitt nit zoppelt, und im Herbst nit früh aufsteht, soll scham wie's ihm im Winter geht.“ Und weiter heißt es: „Früh auf und spät nieder, iß nur g'schwind und geh' gleich wieder.“ Kein Wunder, wenn manches da fahnenflüchtig wird; doch das echte Bauernblut schreckt vor gar nichts zurück. So lernte ich in meinem Vaterhaus den Bauernstand kennen. Arbeiten, beten, vertrauen! „Es baut,

o Gott, auf Dein Geheiß des Menschen Hand die Erde, voll froher Hoffnung, daß sein Fleiß, von Dir gesegnet werde.“ So wird in unserer Gemeinde bei den Bitt- und Feldprozessionen gebetet. Der Bauer muß schaffen und der Herrgott gibt das Gedeihen

16. Juli 1933.

Es gäbe noch manch Stücklein anzuführen, das ich durch die Jahre her erlebt habe. — Seit meiner Kindheit, meiner Jugendzeit bis zu meinem 22. Lebensjahre, dann bereits 10 Jahre an einem Plaze als Dienstmagd — seit meinem 32. Lebensjahre im Ehestand, habe ich nun schon manche Klasse absolviert in der Schule des Lebens, Freuden und Leiden erlebt, Sonnenschein und Regentage. Unsere Eltern haben uns zur Arbeit erzogen und das war sehr gut. Müßiggang habe ich nicht zu verantworten. Nun zähle ich 50 Jahre und es rückt die Zeit immer näher, wo man sagen kann: „Herr, bleib bei uns, denn es will Abend werden.“

Eichberg, 16. Juli 1933.

Gott zum Gruß!

Mit Erlaubnis der Briefschreiberin, Frau Antonie Zwirner, Bäurin in Eichberg bei Gmünd, gedruckt.

Bettlerzinken im Waldviertel

Von Karl Blauensteiner, Weikersfeld

Nach den Aufzeichnungen von Franz Kießling in dem Buch „Alttertümliche Kreuz- und Querzüge“ seien diese längst verschwundenen Zeichen, die es auch im Waldviertel an verschiedenen Orten zu sehen gab, wieder in Erinnerung gebracht.

Unter Bettlerzinken verstand man gewisse geheime Verständigungszeichen, die von Bettlern, Zigeunern, Hausierern, Handwerksburschen, kurz vom „fahrenden Volk“ an Straßenkapellen, Marterln, Bildstöcken, auch Mauern und Toren mit Rötel, Graphit, Blaustift, Ruß oder sogar Straßenkot hingemalt waren.

Es darf wohl gleich vorweg gesagt werden, daß es heute von diesen Zeichen kaum mehr etwas zu sehen gibt, da ja das Betteln im landläufigen Sinne längst aufgehört hat und die alten Zeichen durch Uebertünchen u. a. verschwunden sind. Ältere Leser werden sich noch daran erinnern können, wenn sie auch vielleicht nicht wußten, daß diese Zeichen von den volkskundlichen Forschern unter dem Namen „Bettlerzinken“ festgehalten wurden.

Einzelne dieser Merkzeichen, die noch aus dem Mittelalter

stammten, haben sich — wenn auch nicht mehr als „Mordbrennerzeichen“ — in verschiedenen Landstrichen, so auch im nordöstlichen Waldviertel lange Zeit erhalten. Dem fahrenden Volk gaben sie Auskunft über die einzuschlagende Richtung, in der man unentgeltlich Kost oder Quartier, bzw. Geld und dgl. erhalten konnte. Die Zeichen brachte man aber auch deshalb an, um später einherziehenden Zunftgenossen anzuzeigen, wo dieser oder jener Kamerad hingewandert oder zu treffen war.

Die Bettlerzinken waren stets einfache Zeichen und erschienen auf den ersten Blick als harmloses Kindergefrikel ohne jede Bedeutung. Dagegen sprach aber schon die bedeutende Höhe, in der man sie hingemalt fand. Als älteste und am häufigsten wiederkehrende Zinke ist der Pfeil bekannt, der zunächst die Begrichtung angab. Daneben fanden sich sehr oft noch der „Spizname“ oder die Anfangsbuchstaben des Schreibers. Wenn manche dieser Pfeile am Schaft kurze Querstriche, Haken, Nullen oder schräge Kreuze aufwiesen, so hatte dies seine besondere Bedeutung. Nach den Forschungsergebnissen, wie sie auch Franz Kießling anführt, bedeutete der senkrechte Querstrich zum Pfeilschaft einen männlichen Begleiter, der Haken oder das Kreuz ein Weib, die Null ein Kind. Es wurde auch ein schräges Kreuz (Andreas-Kreuz) verwendet als Zeichen, daß man in der angegebenen Richtung nichts geschenkt erhielt. Eine Hand bedeutete immer Freigebigkeit, ein Kreis Geldspenden. Der Kreis mit einem Strich hindurch besagte, daß man wohl kein Geld, aber Lebensmittel erhielt.

Primitiv gezeichnete Teller, Häferl, Krüge, Gaben etc. sollten fundtun, daß man hier und dort Suppe, Gemüse, auch Trunk oder gar Fleisch umsonst bekam. Manchmal sind außer den Tages-Merken und Jahreszahlen auch noch mehrere ein- oder zweistellige Zahlen neben den Pfeil oder die Zinke gesetzt worden. Diese Zahlen galten den Nummern der Häuser, wo es sich lohnte, vorzusprechen. Sie und da bestanden solche Zinken aus einfachen Abbildungen eines Feierfestens und dgl., womit darauf hingewiesen wurde, daß man sich im betreffenden Orte durch Spiel etwas verdienen könne.

Das fahrende Volk kannte aber außer diesen allgemeinen Verständigungszeichen, wie sich das „Fechten“ am besten auszahlte, auch noch allerlei „Warnzeichen.“ So warnte z. B. ein in einfachen Strichen gezeichnetes Gewehr mit Bajonett, ein Dreieck mit Federbusch, ein Säbel, daß man an diesem Ort sehr leicht mit dem „Landjäger“ (Gendarmen) oder der Polizei in Berührung kommen könne.

Ein vergittertes Fenster mit einem Schlüssel daneben warnte vor „unfreiwilligem Aufenthalt“ und Arrest. Ein Vogel oder der Hahn galt als Warnungszeichen und mahnte zu Wachsamkeit und Vorsicht.

Als zwei besondere Beispiele von lehrreichen Bettlerzinken im nordöstlichen Waldviertel seien aus Franz Kießlings Sammelmappe die Mutendorfer Straßenmarter und das Wirtshaus in Babernreith erwähnt. Noch im Jahre 1899 wies die Straßenmarter auf der Vorderseite gegen die linke Ecke folgende Zeichen auf: J. P. (in lat. Schreibschrift), daneben einen nach Raabs gerichteten Pfeil (Begrüßung), am Ende eine Mull (Kind), in der Mitte ein schrägliegendes Kreuz (Weib) und darunter deutlich, aber in sehr einfachen Linien, einen Scheren-Schleifswagen und die Jahreszahl 1896. Weiter unterhalb stand: L. B. mit Pfeil, Mull und Kreuz wie oben, darunter auch der Schleiferfarren, aber in abgeänderter Form. Zum Schlusse dieser Darstellung waren mit Graphit noch zwei schräge Kreuze mit anhängendem Geschlingel hingemacht, ähnlich wie die frühere Abkürzung für den „Kreuzer.“ Möglicherweise war es auch das Handzeichen eines Analphabeten. Gegen die rechte Ecke an der Vorderseite dieser Marter waren folgende Zeichen in einer Reihe untereinander mit Rötel hingezeichnet: B 2/2 1898, ein Pfeil — Richtung Drosendorf — mit kurzem, senkrechtem Querstrich (männl. Begleiter), eine Mull in der Mitte des Pfeiles (Kind), ein Schrägkreuz am Ende (Weib), ferner eine Schale, ein Häferl und ein Krüglein. Zuunterst nochmals der besteckte Pfeil wie vorher und schließlich, mit Graphit gezeichnet, eine erotische Figur und daneben eine zweistellige Zahl. — Die Seitenwände dieser Marter zeigten noch zahlreiche Namen (auch slawischer Herkunft), Jahreszahl, Ortsnamen und dgl. mit Rötel oder Graphit hingemalt.

In Babernreith, an der Ecke des Wirtshauses, waren ebenfalls aus dem Jahre 1898 die Buchstaben zu bemerken: B. v. J., darunter 12/12.95. (Dieses v zwischen B und J bedeutete wohl so viel als: „aus“), daneben ein Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett, quer durch ein Strich, der in eine Hand endete, die in die Richtung Raabs zeigte. Das hieß also: Man hat sich vor den Gendarmen zu hüten. Daneben war auch eine Harfe und ein Schleiferfarren gezeichnet, dessen Form von den früher erwähnten abwich. Zum Schlusse erschien eine undeutlich gezeichnete Tabakspfeife (konnte auch eine große „Sechse“ sein) und oberhalb derselben die Zahl 10.

Als Beispiel, aus welch einfachen Linien derartige Zinken be-

standen, sei auch noch kurz die Zeichnung des Gewehrs erörtert. Es bestand aus einem kleinen, hochgestellten Dreieck, auf dessen Spitze ein senkrechter gerader Strich aufgesetzt war, der oben waagrecht nach rechts und dann wieder senkrecht nach aufwärts geknickt war. Durch die Knickung kam wohl das Bajonett zum Ausdruck. Die neben dem Gewehr ähnlich hingezzeichnete Harfe und der Karren sollten sicher andeuten, daß man sich auf dem einzuschlagenden Wege durch Spiel und Schleiferei etwas verdienen konnte.

Diese vielfältigen Zeichen sollten den Menschen, denen sie galten, gewisse Vorteile in ihrem Wanderleben bringen.

Alte Musikantensprache des Pulkantales

Mitgeteilt von Fr. Schäffer, Eggenburg

Vor zwanzig Jahren starb der Eggenburger Notar Dr. Eugen Frischau. Als Sammler volkskundlicher Gegenstände, aber auch als Erforscher und Kenner des „Bayrischen Dialektes“ und nicht zuletzt als Mitbegründer des berühmten Krahulek-Museums war er weit über die Grenzen des Landes hinaus bekannt geworden. Seine große volkskundliche Sammlung ging in den Besitz der Stadt über, sein reicher schriftlicher Nachlaß aber konnte leider nicht geschlossen erhalten werden und nur winzige Reste davon werden im Archiv des Krahulek-Museums aufbewahrt. In diesem Nachlaß fand sich auch ein kleiner Zettelkatalog über die „alte Musikantensprache des Pulkantales.“

Aus diesen Aufzeichnungen seien hiemit einige, heute völlig in Vergessenheit geratene Sachausdrücke der alten Musikanten mitgeteilt. Dr. Frischau bemerkt hiezu, daß viele Musikanten des Pulkantales nach Wien zu den Deutschmeistern als Militärmusiker einrückten, und so ist es erklärlich, daß etliche, einst lokal begrenzte Ausdrücke den Weg in den Wiener Dialekt, aber auch in die Wiener Gaunersprache fanden.

F e t z e r = Musiker, (meist einer Gruppe, Kapelle angehörig).

D e r f l i n g = Dorf.

F e t z e r i n t e r s D e r f l i n g = Musiker aus dem Dorfe.

Q u a n t e r f e z e r = guter Musiker.

L e b e r f e z e r = schlechter Musiker.

S c h u m l i a r a = Musikant, allgemein Einzelmusiker.

T o t e n p f e i f a = Schullehrer als Reichenfänger, auch „S e n g s t“ genannt.

R o m a r a = Wirt.

S t r e n z n = Gasthaus, Wirtshaus.

R o m a r a s t r e n z e n = Gasthaus, Wirtshaus.

M o n s t o c k e r i n = Wirtshausköchin.

S i a ß l i n g = Kirchweih, Kiritag, Kirchtag.

„Ist der S i a ß l i n g schon aufdraht?“

(Ist die Musik für d. Kirchweih schon aufgenommen?).

G r e i n e r e i = Krönerei, krönen, die Braut bekrönen, also „Hochzeit.“

„Die G r e i n e r e i aufdrahn“ = Die Musik für die Hochzeit aufnehmen.

A u f d r a h n = die Musik aufnehmen.

R o r l o s = der Wein (der vom „Kar“ abgelassen wird).

H o a ß l i n g = der Branntwein, der durch Unterheizen unter Zwetschenmaische entsteht.

B a u — n = zahlen, Zahlung, Auszahlung d. Spiellohnes.

B a d a s = Mann.

B a u n — n = B a d a s: ein zahlungskräftiger Mann.

P l u i = G u l d e n: (von Fl=Fluor).

B e i n e n = zahlen.

S c h u l l a n = spielen, zum Tanz aufspielen.

(„Wer schullat den die Greinerei“ — Wer spielt zur Hochzeit?).

G r e i f l i n g = der Griff = Finger des Geigers od. Bläfers.

H u s l = Geige, G r o h u s l = grobe Geige, Baßgeige.

S c h l u d a n = Clarinette.

S c h l u d a r a = Clarinettist.

S c h m e t t e r n = Trompete und auch Flügelhorn.

S c h m e t t a r a = Trompeter, Flügelhornist.

R l i n g a f e s a = Hornist.

B w e r g p f e i s n = Flöte oder Querpfeife.

B w e r i g s t l a t t n = dieselbe Deutung wie vorher.

B u l a = Horn.

D o c h s t u h l = Posaune.

B r e s (oder Breßn) = Waldhorn, (gewundene Form wie das als „Breßn“ bekannte Gebäck).

B r e s b u i = Waldhornbläser.

a' R e r a = Tusch zu Beginn eines Tanzes oder eines Hochamtes, in der Neubistritzer Gegend „T r a d i“ genannt.

Sicherlich gehen viele dieser alten Musikantenausdrücke noch auf die Zeit der tanzlustigen Landsknechte zurück. Ausdrücke wie

„Dra-Musch“ für „tanzlustiges Mädchen“ lassen vermuten, daß auch die benachbarten südmährischen, deutschen und slavischen Dialekte bei der Formung und Verformung obiger Wörter mitbestimmend waren. Einige der vorstehend angeführten Sachausdrücke der alten Airtagsmusikanten konnte ich vor dem Jahre 1945 in der dazumal noch deutschsprachigen Neubistritzer Sprachinsel feststellen. Da zwischen Pulkau und Neubistritz vielseitige verwandtschaftliche Beziehungen bestanden, ist der gegenseitige Austausch von Sachausdrücken unter den Musikanten verständlich.

Waldviertler Hausinschriften

Mitgeteilt von Adolf Wandl, St. Martin i. B.

So mancher Wanderer hat beim Passieren von Ortschaften die Beobachtung gemacht, daß an manchen Häusern in Stadt und Dorf oberhalb der Haustüre oder über dem Tore Sprüche und Reime als Hausinschriften angebracht sind. Diese Sprüche sind meist ernst und religiös gehalten, aber es fehlt dabei die Volkspoesie und der Humor nicht ganz. Einige Proben davon seien hier mitgeteilt:

1. An Gottes Segen ist alles gelegen.
(Hörmanns bei Weitra)
2. Auf dich, o Herr hab ich vertraut
und mit deiner Hilf mein Haus gebaut.
(Schölbüchl, Harmanischlag)
3. Mit Müh und Plag hab ich gebaut
für das kurze Leben;
Gott wird mir in der Ewigkeit
Eine bessere Wohnung geben.
(Wultschau, Anger, Aspertal, Söllitz N.De.)
4. Mein Haus steht unter Gottes Hand,
Gott bewahr's vor Feuer und Brand.
(Söllitz N.De.)
5. Das Haus ist mein und doch nicht mein,
des Zweiten wird es auch nicht sein;
Der Dritte muß auch hinaus,
Sag mir, wem gehört das Haus.
(Eichberg, Hörmanns bei Weitra,
Wultschau, Alt Weitra N.De.)

6. Auf dieser Erde baut man fest,
Sind alle nur fremde Gäst.
Und wo man sollte ewig sein,
Dahin baut man fast nicht hinein.
O Mensch! Für diese kurze Zeit
tust viel mit Willen und mit Freud;
Sorgst stets um einen bequemen Ort,
Obschon nicht weißt, mußt morgen fort.
Erinnere dich, vergiß doch nicht
Auf deine Seel', auf deine Pflicht
Und baue dir auch dorthinein,
Wo dermals einst sollst ewig sein.

(Joachimsthal, Gr. Pertholz N.De.)

7. Das Bauen ist eine Freud,
Daß viel kost', wissen wenig Leut.
Gott behüt uns jederzeit
Vor Maurer und Zimmerleut.

(Reinprechts)

8. Gott segne dieses Haus,
Und alle die da gehen ein und aus.

(Birkenreith N.De.)

9. Dieses Haus hab ich gebaut,
Auf Gottes Hilf hab ich vertraut;
Bald der Tod kommt, muß ich fort,
Und ein anderer besitzt den Ort.

(Grötichen N.De.)

10. Dieses Haus gehört mein und doch nicht mein,
Ich bin in der Wohnung drein;
Wenn ich sterb und fahr hinaus,
Besitzt ein anderer dieses Haus.

(Alt Weitra)

Unter manchen dieser Hausreimsprüche sind außer der Jahreszahl auch noch die Anfangsbuchstaben der Vor- und Zunamen der Hausbesitzer angebracht. Die Jahreszahl bedeutet, daß das Haus neu erworben, umgebaut, renoviert oder zur Gänze gründlich instandgesetzt wurde.

Volksbundkalender 1923. Heimatkunde, Bezirk Gmünd 1924. Aus eigener Sammlung.

GOTTFRIED HOFMANN

Dürnstein

KUNST UND GESCHICHTE

In Dürnstein, dem landschaftlichen Mittelpunkt der sagen- und rebendurchwobenen Wachau, verbinden sich Natur und Kunst zu einem harmonischen Bild, das in seiner Art kaum seinesgleichen hat. Der Maler-Dichter Gottfried Hofmann unternimmt es, die Schönheit dieses reizvollen Stückes Heimaterde in Wort und Bild liebevoll nachzuzeichnen. Einer eingehenden geschichtlichen Darstellung der wechselvollen Schicksale der Stadt folgt eine verständnisreiche und Verständnis bringende Schilderung ihrer berühmten Baudenkmäler. Eine launige Würdigung des nicht minder berühmten Dürnsteiner Weines beschließt den Text, der mit 23 Federzeichnungen von der Hand des Autors geschmückt ist. Den Hauptteil des Buches jedoch bilden die acht Vierfarbendrucke und 65 Kunstdrucke nach aus-erlesenen Lichtbildern, die das Werk zu einer besonderen Gabe für alle Freunde der altehrwürdigen Stadt machen.

Preis S 48.- Verlag JOSEF FABER, KREMS

Ein neues Kremser Lied

„MEI SCHWACHE SEIT'N SIND DIE SCHÖNEN
KREMSER MÄDERLN!“

Text und Musik von ROBERT MARQUARDT

Erschienen im Verlag Josef Faber, Wien-Krems Preis S 6.80

Bei einer der heurigen Faschingsveranstaltungen erregte der Tango „Mei schwache Seit'n sind die schönen Kremser Mäderln“ bei der Uraufführung die Aufmerksamkeit und das Entzücken aller Ballbesucher. Nicht allein deshalb, weil der Komponist, Prof. Robert Marquardt, an einer hiesigen Mittelschule unterrichtet, sondern auch deshalb, weil die Melodie sofort ins Gehör geht und der gelungene Text und Loblied auf Schönheit und Charme aller Wachauerinnen darstellt. Der Tango wurde wiederholt in privaten Kreisen oder in größeren Gesellschaften zu Gehör gebracht, außerdem gibt es ein Magnetophonband, auf welchem Prof. Dr. Straßer die neueste Schöpfung singt. Das Lied hat überall eine ungeteilte, günstige Aufnahme gefunden.

Die gute Auswahl im Textil- und Bekleidungshaus

Paul Rogl

Krems a. d. D., Ob. Landstraße 1 und Tögl. Markt

LIEFERANT DES LEHRERHAUSVEREINES

Mitglieder und Freunde!

Den Umfang dieser Zeitschrift zu vergrößern liegt im Interesse jedes Lesers. Diesem Wunsche kann entsprochen werden, wenn jeder Leser nur einen neuen Bezieher wirbt. Wir bitten um Ihre Mitarbeit! Senden Sie uns Anschriften, an die wir unsere Blätter senden können.

Waldviertler Heimatbund



OTTO SOGOROW

EINKAUF — REPARATUREN

— VERKAUF —

Krems. Spänglergasse 5

TELEFON 328

Farben, Lacke, Bürsten, Pinsel eigener Erzeugung. 2 Goldmedaillen bei der Gewerbeausstellung. Farbenonkel Ruzicka, Krems a. D., Untere Landstraße 57, Tel. 440 — Gegründet 1900.

Waldviertler Landsleute!

Das passende Geschenk für jung und alt ist das Heimatbuch

„Sagen aus dem südlichen Waldviertel“

Herausgeber: Fritz Röcker Buchschmuck: Franz Traunfellner

Schmucker Halbleinenband, 108 Seiten, 25 Holzschnitte, vom Landes-
schulrat für Niederösterreich wärmstens empfohlen! Preis: S 25.—.

Zu beziehen bei: Röcker Fritz, Hauptschullehrer, Böggstall, N.Dc.